

Begegnungen: Nik Hartmann, John McAfee, Aschi Wyrsch, Zahia, Xstrata

Nummer 47 – 22. November 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.90

DIE WELTWOCH



Peter von Matt: Zeitgeists schönes Echo

Er ist der Grossintellektuelle der Schweiz, dem alle Herzen zufliegen.
Keiner passt sich so schlank ans politisch Gewünschte an. *Von Urs Paul Engeler*

Macht und Verführung

Was reizt Frauen an der undankbaren Rolle der Geliebten?
Von Beatrice Schlag


ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865

Life is in the movement



EL PRIMERO
CHRONOMASTER 1969

www.zenith-watches.com

4 194407 004900

GESCHENKE VON ESTÉE LAUDER

Bei Estée Lauder finden Sie genau die richtigen Geschenke für Ihre Liebsten, die Sie bei Marionnaud auch bequem online bestellen können.

Nur solange Vorrat.



Even Skintone Essentials
CHF 66.90 (Warenwert CHF 161.-)
Bestell-Nr. 55309040



Global Anti-Aging Essentials
CHF 112.- (Warenwert CHF 210.-)
Bestell-Nr. 55309030



Lifting/Firming Essentials
CHF 117.- (Warenwert CHF 225.-)
Bestell-Nr. 55309020

Intern

Im Sommer feierte Steckborn TG den hundertsten Todestag von Bundesrat Adolf Deucher, der aus dem Städtchen am Untersee stammte, mit drei Podiumsgesprächen. Daran beteiligten sich neben der in Steckborn aufgewachsenen Sankt Galler SP-Nationalrätin Hildegard Fässler auch die Thurgauer *Weltwoche*-Journalisten Urs Paul Engeler und Markus Schär. Dieser verschenkte einige Restexemplare des Buches «O Thurgau. Ein Kantonsführer für Fortgeschrittene», das er 2002 herausgegeben hatte. Und er erregte damit unbeabsichtigt grosses Aufsehen beim Publikum. Denn im zentralen Kapitel durchleuchtet Schär den Thurgauer Filz, mit einem eigenen Abschnitt über den mächtigsten Mann des Kantons: Robert Fürer. Der Frauenfelder Rechtsanwalt steht im Zentrum eines Kleinkriegs, der in Steckborn seit zehn Jahren tobt. **Seite 36**

Unser Kollege Alex Baur und der peruanische Fotograf Alex Kornhuber staunten nicht



Besuch bei Xstrata: Reporter Baur (M.) in Peru.

schlecht, als sie am Ende ihrer Reportage über die Kupfermine Tintaya-Antapaccay den obersten Boss persönlich vor sich hatten: Luis Rivera, Generaldirektor von Xstrata Peru, gab sich als ehemaliger Studentenführer an der Universität San Marcos zu erkennen, eine Hochburg marxistischer Revolutionäre. An seiner sozialen Grundhaltung habe sich seither nicht viel geändert, erklärte Rivera, der aus einfachen Verhältnissen stammt und sich von der Pike auf zur Spitze hochgearbeitet hatte. Es war nicht die einzige Überraschung. Was

Baur und Kornhuber vor Ort sahen, widerspricht so ziemlich allen Klischees über den Bergbau – und lässt Schweizer Hilfswerke in einem bedenklichen Licht erscheinen. **Seite 56**

Die erste Begegnung mit Ernst «Aschi» Wyrsh fand im vergangenen Januar statt. Der ehemalige «Mister Belvédère» in Davos, einst Herrscher über einen eitlen Kosmos, in dem



Fünfsternerleben: Ex-Hoteldirektor Wyrsh.

Champagnerflaschen und Egos im XL-Format kursierten, war seit wenigen Monaten ein «freier Mann», wie er unserer Mitarbeiterin Franziska K. Müller sagte. Bis vor kurzem wusste er nicht, wo sich in Davos Coop befindet, nun zog es ihn zu Fertigpizza und Wein. Auf die Frage, wieso er auf dem Gipfel des Erfolgs den Job an den Nagel hängte, um als Seminarleiter und Coach erneut kleine Brötchen zu backen, antwortete der 52-Jährige geradezu philosophisch: «Weil ich künftig von allem weniger will.» Was wie eine Floskel klang, erhielt im Verlauf von Monaten und vielen Gesprächen Glaubwürdigkeit, und so entstand eine Biografie zu einem aussergewöhnlichen Fünfsternerleben und zu pragmatischen Erfolgsgeheimnissen, die sich im beruflichen und privaten Alltag umsetzen lassen. **Seite 64**

In eigener Sache: Die *Weltwoche* lanciert für die Lektüre unterwegs eine komplett neue App fürs iPhone, die ab sofort zum Download im App-Store von Apple bereitsteht. Den Nutzern von Android-Smartphones steht ebenfalls eine neue App zur Verfügung. Die einmaligen Bezugskosten für die Apps betragen je fünf Franken. Anfang nächsten Jahres werden zudem die Applikationen für das iPad sowie für Android-Tablets lanciert. *Ihre Weltwoche*

18 81 meister COLLECTION



Kanne | Brosche | Schale
Entworfen und hergestellt in den Ateliers von Meister Zürich

18
81
meister
ZÜRICH

Juwelen, Bahnhofstrasse 33, 8001 Zürich
Silber & Tafelkultur, Augustinergasse 17, 8001 Zürich
www.meister-zurich.ch



«FÜR MEINE FREUNDE, DIE HUNGRIG KOMMEN
UND MIT APPETIT AUF MEHR GEHEN.»

Ivo Adam, Spitzenkoch.

Fine Food Produkte stehen für Spezialitäten von erlesener Qualität aus der ganzen Welt. Wie beispielsweise das Angus



Sirloin Steak. Das zarte, saftige und ausgesprochen aromatische Fleisch ist bei Genießern sehr beliebt.

FINE FOOD

Für besondere Momente.

coop

Für mich und dich.

Intelligenz

Lob und Tadel für die Universität Zürich.

Von Roger Köppel

Nichts ist faszinierender als hochverdichtete Intelligenz. Deshalb muss an dieser Stelle ein grosses, ja ein sehr grosses Lob für den Zürcher Wirtschaftsprofessor Ernst Fehr, für die Universität Zürich und für die Grossbank UBS ausgesprochen werden. Der Finanzkonzern überraschte kürzlich mit der Nachricht, die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Hochschule mit rund hundert Millionen Franken zu unterstützen. Ein paar Journalisten mäkelten, einige Politiker rümpften die Nase, doch die Zusammenarbeit trägt erste Früchte. Das «UBS Center for Economics in Society» führte diese Woche eine hochkarätig besetzte Tagung durch, an der unter anderem der frühere Präsident der Europäischen Zentralbank, Jean-Claude Trichet, sowie der junge amerikanische Star-Wissenschaftler Daron Acemoglu («Why Nations Fail») teilnahmen. Mit dabei war auch eine ganze Reihe prominenter Ökonomen amerikanischer Spitzenuniversitäten sowie die erfahrenen Schweizer Politiker/Wirtschaftsführer Kaspar Villiger (Ex-UBS) und Rolf Soiron (Holcim etc.).

Das erste «Forum for Economic Dialogue» – weitere sollen folgen – hatte Substanz, Drive und auch Humor. Ich gebe zu, dass mich der hochdekorierte Bestsellerautor Acemoglu vom Massachusetts Institute of Technology mit seinem frenetisch beklatschten Abendvortrag über politische Institutionen nicht vollends überzeugte, aber das spielt keine Rolle. Der türkischstämmige Amerikaner lieferte besten Anschauungsunterricht für die Kunst des rhetorisch überwältigenden Frontalunterrichts, man musste seine Schlussfolgerung, die EU solle analog zu den USA eine Art Vereinigte Staaten bilden, gar nicht sonderlich originell oder richtig finden. Es war anregend, provozierend, inspirierend, stilistisch brillant vorgetragen. Zudem traf man lauter interessante Leute. Ich unterhielt mich am Rande mit einem emeritierten Weltklasseakademiker, der leises Unverständnis durchblicken liess, warum die Schweizer Universitäten ihre besten Professoren – nach der Pensionierung – nicht sorgfältiger pflegten. Der Mann hat recht. In der Schweiz müssen selbst Nobelpreisträger mit 65 ihre Büros räumen. Das Land hat kein Mitleid mit Grösse.

Auch deshalb finde ich die neue Veranstaltungsreihe interessant: Sie bekennt sich vorbehaltlos zum Prinzip der Exzellenz mit bekannten Namen. Ich gebe zu, dass ich eine



«Prinzip der Exzellenz.»

Schwäche für Bildung und Horizonterweiterungen habe, auch für das Charisma angelsächsischer Akademiker, die mit einer anderen Intensität auftreten, als man das von Lehrstühlen in der Schweiz gewohnt ist. Rhetorik ist ein unterschätztes Handwerk in der Schweiz. Umso mehr begleiten die Veranstalter meine unmassgeblichen Glückwünsche für die Weiterführung ihres so notwendigen Projekts. Ein letzter Punkt: Dass die Grossbank UBS das Ganze finanziert, ist ein erfreuliches Signal. Geld und Geist sind kein Widerspruch. Im Gegenteil. Meist folgt das eine aus dem anderen. Am 16. April 2013 bringen Professor Fehr und sein Institutsdirektor Fabrizio Zilibotti den Psychologen und Nobelpreisträger Daniel Kahneman in die Schweiz.

In der Causa Mörgeli wird inzwischen gegen zwei Mitarbeiter des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich wegen Verdachts auf Amtsgeheimnisverletzung ermittelt. Die stellvertretende Institutsleiterin ist darin verwickelt. Dies geht aus der Tatsache hervor, dass das Institut einen auswärtigen Stellvertreter organisieren musste, nachdem der eigentliche Chef der Medizinhistoriker, Professor Flurin Condrau, seinen Posten bis auf weiteres abgegeben hatte «angesichts der derzeitigen schwierigen Situation». Man staunt. Welcher Chef, der seine Führungsverantwortung ernst nimmt, räumt ausgerechnet in einer «schwierigen Situation» die Brücke? Offensichtlich sieht sich Condrau als Teil des Problems, nicht mehr als Teil der Lösung.

Mörgeli wurde gemobbt. Kein Zweifel. Seine Kollegen und/oder sein Vorgesetzter wollten ihn weghaben. Mit allen Mitteln. Es ist Mobbing von beträchtlicher zerstörerischer Ener-

gie, wenn man vertrauliche Gutachten an die Presse weiterleitet mit dem Ziel, einen Kollegen zu beschädigen. Es braucht aber auch eine Zeitung, die hier willig mitmacht. Der *Tages-Anzeiger* verwertete die ihm zugespielten Dokumente, aber er verwertete sie selektiv, und er verwertete sie distanzlos-unkritisch. Selektiv: Der *Tagi* zitierte zwar ausführlich aus dem Condrau-Bericht, aber er unterschlug die Passage, in denen der Mörgeli-Chef ausdrücklich von «politischen Gründen» spricht, die ihn zum Handeln zwingen würden. Distanzlos-unkritisch: Der *Tagi* übernahm ungefiltert den Befund eines anderen Gutachtens, wonach in Mörgelis Museum eingelagerte Knochen von «Staub» und «Ungeziefer» bedroht seien. Das Bild wurde zum Symbol der Schlamperei.

Jedoch: Die betreffenden Exponate gehörten gar nicht in Mörgelis Verantwortungsbereich. Die Gutachter irrten. Und der *Tagi* machte sich zum Mobbing-Instrument, indem er die falschen Anschuldigungen der Mörgeli-Gegner zustimmend druckte.

Bisher betonten alle Uni-Gremien, der Rausschmiss Mörgelis sei korrekt erfolgt. Ist es korrekt, wenn hochrangige Mitarbeiter der Universität vertrauliche Daten eines ungeliebten Kollegen an die Presse weiterreichen mit dem klaren Motiv, diese Person abzusagen? Ist es korrekt, wenn der Vorgesetzte dem angeschuldigten Kollegen über Wochen das Gespräch verweigert? Ist es korrekt, wenn die Bildungsdirektorin des Kantons sich im Fernsehen faktisch falsch und zuungunsten des Betroffenen in einem laufenden Verfahren äussert? Ist es korrekt, wenn Mitglieder des Uni-Rats, der den Fall beaufsichtigen soll, sich in den Medien ebenfalls vorverurteilend verbreiten? Kann es korrekt gelaufen sein, wenn mittlerweile die Staatsanwaltschaft gegen engste Vertraute des Institutsleiters ermittelt, den seinerseits der Mut verlassen hat, sich den Kräften zu stellen, die er entfesselte?

Wäre die Uni eine Firma der Privatwirtschaft, könnte man den Fall als Beispiel eklatanten Führungsversagens abhaken. *No go area*. Die Uni Zürich allerdings ist eine mit Steuergeldern finanzierte Institution, die allen Minderheiten offenstehen muss. Keinesfalls darf sie den Verdacht aufkommen lassen, sie würde Mitarbeiter aufgrund ihrer politischen Gesinnung diskriminieren, einer Gesinnung notabene, die die grösste Bundesratspartei des Landes kennzeichnet. Bis jetzt hat die Uni-Leitung null Ehrgeiz erkennen lassen, die Affäre richtig aufzuklären.

Selbst die grössten Gegner des SVP-Politikers haben kein Interesse daran, dass die besten Bildungsstätten von Ideologen beherrscht werden, die Andersdenkende verdrängen. Eine Uni, die brillante, unbequeme Köpfe wie Mörgeli nicht verkraftet und auf diese Weise abserviert, kann keine gute Uni sein.



Exzentrisch: IT-Millionär McAfee. Seite 30



Quotenmann: Moderator Hartmann. Seite 44



Apple-Konkurrent: Samsung. Seite 38



Sternchen: Topmodel Zahia Dehar. Seite 42

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Liaisons mit Sergio und SP

11 Im Auge Kane Kramer, iPod-Erfinder

12 Schweiz Gefährdetes Steuerabkommen mit Deutschland

12 Wirtschaft Die Schweiz und ihre Rohstoffmultis

12 Schule In Zürich droht Reformzwang

13 Personenkontrolle Levrat, Gaillard, Zuberbühler etc.

13 Nachruf Eloy Gutiérrez Menoyo, Guerilla-Kommandant

14 Israel und das doppelte Spiel der Hamas

Das Dilemma der Machtorganisation im Gazastreifen

15 Waffen Israels Schutzschild gegen Angriffe

16 Die Deutschen Tod auf ARD

16 Wirtschaft Unsere Unis steigen ab

19 Ausland Der Stoiker im Elysée

20 Mörgeli Hintervorgehaltene Hände

20 Bodenmann CVP vergeigt historische Chance

23 Medien Wirtschaftspresse im Wandel

23 Kostenkontrolle 2,4 Mio. Franken für Konsumentenfragen

24 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

26 Peter von Matt: Zeitgeists schönes Echo

Parteiliche Politik im Gewand der «Literaturwissenschaft»

28 Literatur Von Matts einflussreiches Netzwerk

30 Psychosen und Badesalz

IT-Millionär John McAfee wird von der Polizei gejagt

32 Die Übergangene

Wie die Zürcher FDP ihre eigene Präsidentin ausbremste

34 Hochschule «China-Ingo» und die roten Kaiser

35 Avenir Suisse Ökonom Reto Föllmi über den Mittelstand

36 Turbau zu Steckborn

Eine Schenkung, die Profiteure und die Selbstdarsteller

38 Samsung bewegt Korea

Der Aufstieg des Hightech-Riesen sprengt alle Dimensionen

40 Patentstreit Der Kampf zwischen Apple und Samsung

42 Zahia zum Geburtstag

Die ehemalige Prostituierte gilt als Aufsteigerin des Jahres

44 Wenn einer zu gut ist

Moderator Nik Hartmann ist der Quoten-Garant der SRG

46 Die Schweiz, ein Klub

Es gibt bessere Modelle als die Personenfreizügigkeit

47 Deutschland Profitieren auch die Schweizer im Ausland?

52 Macht und Verführung

Der Reiz, die Geliebte eines einflussreichen Mannes zu sein

54 Der Naturkonservative

Daniel Trappitschs Kampf gegen das Tierseuchengesetz

56 Das Gift der Hilfswerke

Wie Lobbyisten sinnvolle Projekte in Peru verhinderten

Für jede einzelne Woche im Jahr.



Die Patravi Calendar ist die erste Uhr in rundem Gehäuse, welche mit dem Manufakturwerk von Carl F. Bucherer ausgestattet ist. Das Funktionsmodul CFB A1004, die peripher gelagerte Schwungmasse, der Mechanismus zur Grossdatumschaltung sowie die Wochenanzeige beweisen: Die Patravi Calendar verkörpert den perfekten Zeitmesser für Ästheten und Technikfreunde.

www.carl-f-bucherer.com



CARL F. BUCHERER

FINE SWISS WATCHMAKING

BUCHERER Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 40, T 061 261 40 00, **Bern**, Marktgasse 2, T 031 328 90 90, **Davos**, Promenade 69, T 081 410 00 50, **Genf**, 45, Rue du Rhône, T 022 319 62 66, 22, Rue du Mont-Blanc, T 022 732 72 16, **Interlaken**, Höheweg 43, T 033 826 02 02, **Lausanne**, Rue de Bourg, T 021 312 36 12, **Locarno**, Piazza Grande, T 091 751 86 48, **Lugano**, Via Nassa 56, T 091 923 14 24, **Luzern**, Schwanenplatz 5, T 041 369 77 00, **St. Gallen**, Multergasse 15, T 071 222 02 22, **St. Moritz**, Via Maistra 17, T 081 833 31 03, **Zermatt**, Bahnhofstrasse 6, T 027 967 53 53, **Zürich**, Bahnhofstrasse 50, T 044 211 26 35, **Zürich Flughafen**, Airside Center, T 044 800 85 40, **KURZ** Geschäfte **Basel**, Freie Strasse 39, T 061 269 60 60, **Luzern**, Weggisgasse 25, T 041 419 40 20, **Zürich**, Bahnhofstrasse 80, T 044 219 77 77 und **SWISS LION** Geschäfte **Engelberg**, Tittlis, T 041 372 10 90, **Luzern**, Löwenplatz 11, T 041 410 61 81.



«Brüssels Arroganz ist gefährlich»: Historiker Mak. Seite 48

Interview

48 «Wie in einem historischen Rausch»

Der niederländische Historiker und Bestsellerautor Geert Mak über den Kultur-Clash zwischen Nord und Süd, die Zukunft der EU und die Deutschen

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur «Guys and Dolls», 1955

62 «Warum so dumm, so primitiv?»

Die Gruppe 47 schrieb mit Heinrich Böll, Günter Grass und Martin Walser Literaturgeschichte. Gruppe-Initiator Hans Werner Richter rechnet ab

63 Jazz Elina Duni Quartet

64 Fegefeuer der Eitelkeiten

Ernst Wyrsch führte das marode «Grandhotel Belvédère» in Davos zu altem Glanz zurück. Bill Clinton, Angelina Jolie oder Nicolas Sarkozy waren seine Gäste

66 Top 10

66 Kino «Tabu»

67 Fernseh-Kritik «Tagesschau»

68 Namen Wiedersehen mit einem schillernden Mäzen

69 MvH Meine Wolke

69 Gesellschaft Wechseljahre bei Menschenaffen

70 Die Besten Prinzessin mit Schlössern

71 Thiel Wie zersiedelt man die Schweiz?

71 Wein Giusto di Notri Rosso Toscano 2010

72 Zu Tisch Welche Küchengeräte braucht man wirklich?

73 Auto Landrover Defender 110 SW

74 Hochzeit Aysel Atici und Duran Mor

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehriger,

Andreas Kunz, Christoph Landolt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Lucien Scherrer

Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Pia Reinacher, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),

Verena Tempelmann, Nadja Schmid (*Assistentin*)

Layout: Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rüeegger

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





ICEBEAR SONDERSERIE

MARTL SEILER



FORESTER 4x4. SO VIEL ALLRAD-SUV FÜR SO WENIG GELD.

Abgebildetes Modell: Forester 2.0X AWD Advantage, man., Energieeffizienz-Kategorie E, CO₂ 173 g/km, Verbrauch gesamt 7,5 l/100 km, Fr. 28'900.-. Durchschnitt aller in der Schweiz verkauften Neuwagenmodelle (markenübergreifend): 159 g/km. Unverbindliche Preisempfehlung netto, inkl. 8% MWSt. Preisänderungen vorbehalten.

Jetzt mit gratis Sonderausstattung ICEBEAR:

>> 1 Satz Winterräder mit Pirelli-Pneus >> Warme Passagier-Kuscheldecke
>> Thermosflasche >> Eiskratzer >> ICEBEAR-Sticker

Wert:

2'400.-



SUBARU

Confidence in Motion

SUBARU. SWITZERLAND'S 4x4

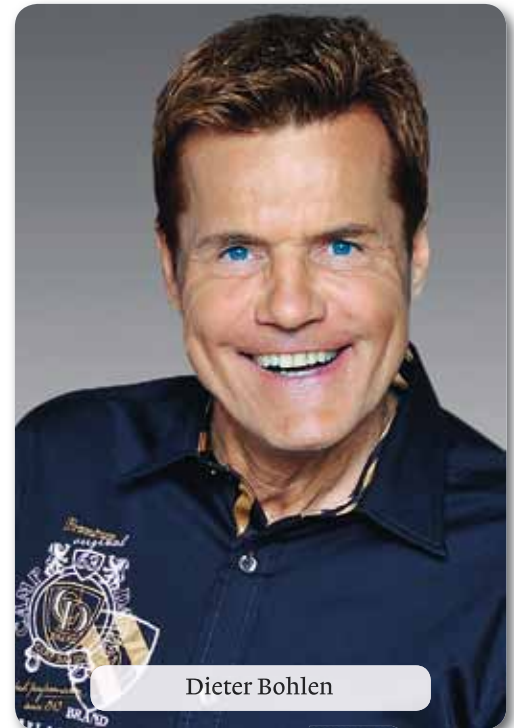
www.subaru.ch SUBARU Schweiz AG, 5745 Safenwil,
Tel. 062 788 89 00. Subaru-Vertreter: rund 200. www.multilease.ch



Prof. Dr. Sita Mazumder



Prof. Dr. h. c. Hans-Olaf Henkel



Dieter Bohlen

Entrepreneurship und Unternehmertum

11. Internationales Alpensymposium

Treffen Sie am 11. Internationalen Alpensymposium faszinierende Persönlichkeiten, und erfahren Sie aus erster Hand mehr über Lösungen für brennende wirtschaftliche und unternehmerische Probleme.



Europa ist weit von einer Bewältigung der Finanz- und Wirtschaftskrisen entfernt, die USA treten an Ort und Asien bleibt vorderhand der Motor der Weltwirtschaft. Mehr denn je braucht es also hierzulande mutige Unternehmer, die visionär und innovativ wirtschaftlich erfolgreiche Projekte lancieren. Sie sind bereit, Verantwortung zu übernehmen und geben nicht auf, wenn mal ein Vorhaben scheitert. Das 11. Internationale Alpensymposium präsentiert am 15. und 16. Januar 2013 in Interlaken spannende und erfolgreiche Unternehmer und gibt Ihnen die Möglichkeit, sich aus erster Hand zu informieren sowie sich in einem einzigartigen und hochkarätigen Netzwerk einzubringen. Sie treffen mutige Menschen wie Philipp M. Hildebrand, Karl-Theodor zu Guttenberg, Dieter Bohlen oder Benjamin Zander – eckig und kantig, erfolgreich, gescheitert und wieder hochgekommen! Moderiert wird das Alpensymposium an beiden Tagen wieder von Stephan Klapproth.

Referenten

Prof. Dr. Sita Mazumder:

Entrepreneurship reloaded – Unternehmertum gestern und morgen

Dani Nieth:

Arbeit ist Spiel

Reto Schnyder:

Little things with big impact

Prof. Dr. h. c. Hans-Olaf Henkel:

Globalisierung einmal anders.

Was passiert mit Europa, wenn der Euro stirbt?

Die Zukunft der Schweiz in Europa

Karl-Theodor zu Guttenberg:

Globale Trends, Medien & Machtverschiebungen – und politische Lähmung?

Georges T. Roos:

Future-Portfolio: Die sechs grössten Zukunftschancen – Die sechs grössten Zukunftsrisiken

Henrik Fisker:

Das Zukunftsauto – Fahren mit Strom

Benjamin Zander:

Dirigieren eines Orchesters – Führen eines Teams

Dieter Bohlen:

Der Bohlen-Weg

Dr. Philipp M. Hildebrand:

Risiko und Chancen in der globalen Wirtschaft – Die Zukunft des globalen Bankings

Weltwoche-Spezialangebot

11. Internationales Alpensymposium

Dienstag, 15. Januar und Mittwoch, 16. Januar 2013

Teilnahmegebühren zzgl. MwSt.:

Package-Preis für Abonnenten: Fr. 1495.–

Package-Preis ohne Abo: Fr. 1625.–

Das Spezial-Arrangement beinhaltet:

- Eine Übernachtung mit Frühstücksbuffet im «Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken
- Freie Nutzung des Hallenbads und Spa mit Sauna und Dampfbad
- Eintritt zum 11. Internationalen Alpensymposium
- Welcome-Kaffee an beiden Konferenztagen
- Pausenkaffee während der Konferenz und zwei Mittagessen
- Laurent-Perrier-Champagner-Aperitif
- Teilnahme am Networking-Dinner (15. Januar 2013) inklusive Tischgetränke

Veranstaltungsort:

«Victoria-Jungfrau Grand Hotel & Spa», Interlaken

Anmeldung und weitere Informationen:

www.weltwoche.ch/platinclub oder direkt beim

Veranstalter: Telefon 044 718 48 00

E-Mail: janin.heukamp@alpensymposium.ch

Bitte geben Sie bei der Anmeldung Ihre

Abonummer bekannt.

Liaisons mit der Linken

Von Urs Paul Engeler — Eveline Widmer-Schlumpf schloss mit der SP eine geheime «Vereinbarung» zur Weissgeldstrategie. Die Bundesrätin habe «nicht Wort gehalten», klagt die düpierte Linke.



Ausserhalb der politischen Kontrolle: Berset (SP), Widmer-Schlumpf (BDP).

Das die Politikerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) nur Egoisten und keine Treue kennt, wussten schon die Bündner und erfuhr die breite Öffentlichkeit im Dezember 2007. Nun klagen die Genossen, die damals und später mit ihr paktierten, sie seien von der Magistratin getäuscht worden. Verräterin bleibt Verräterin.

Zweimal, im Februar und im September, haben die Spitzen der Sozialdemokraten und die Finanzministerin sich in vertraulichen Gesprächen über die konkreten Eckwerte einer künftigen Weissgeldstrategie für die Schweizer Banken unterhalten und (skandalös) sich auch verbindlich auf ein rigoroses linkes Modell geeinigt. Im letzten Moment, so jammert die SP in einem internen Papier, das zur Vorbereitung der Von-Wattenwyl-Gespräche vom 9. November abgefasst wurde und der *Weltwoche* vorliegt, habe Widmer-Schlumpf diese Abmachung jedoch gebrochen und dem Bundesrat eine verwässerte Variante unterbreitet.

Wörtlich schreibt die SP: «Zudem hat sie [gemeint ist Widmer-Schlumpf, die Red.] entgegen unserer Vereinbarung im Februar sowie erneut im September nicht Wort gehalten mit einer umfassenden Sorgfaltspflicht und stattdessen eine kombinierte Einschränkung nach geografischen Kriterien [...] und Verhaltenskriterien [...] empfohlen.»

Den grossen Ärger haben die Genossen, weil Widmer-Schlumpf dem Bundesrat einen «un-

ausgereiften Vorschlag» zu einer Weissgeldstrategie unterbreitet und «damit, wenn nicht vorsätzlich, dann zumindest leichtsinnig, das Scheitern» des Konzepts und der ersten Massnahmen bewirkt habe. Tatsächlich ist die Ministerin am 31. Oktober im Gremium mit ihren Plänen aufgelaufen, und zwar nicht nur bei den Bürgerlichen, welche die beantragten Reglementierungen als undurchführbaren bürokratischen Horror einstufte. Auch die beiden SP-Vertreter Simonetta Sommaruga und Alain Berset hatten via Mitberichte Bedenken angemeldet. Vor allem Berset kritisierte, ganz im Sinne seiner Partei, Widmers Vorschläge mit den Ausnahmen seien zu wenig verbindlich und der Umweg über eine Expertengruppe viel zu zögerlich.

Dass Widmer-Schlumpf – mit linker Beihilfe im Amt bestätigt und zur Bundespräsidentin gekürt – Abmachungen nicht einhält und jetzt die Bündnispartnerin SP im Regen stehenlässt, ist ihr privates moralisches Problem, mit dem sie offenbar gut leben kann. Von höchster politischer Brisanz hingegen ist, dass die Bundesrätin ohne Hausmacht mit einzelnen Parteien hinter den Kulissen «Vereinbarungen» trifft. Vereinbarungen, vor allem geheime, werden als Deals abgeschlossen: Do ut des! Welche Gegenleistungen die Genossen ihr garantiert hätten, bleibt ebenso verborgen wie andere Agreements, die sie möglicherweise ausserhalb der politischen Kontrolle eingeht.

Ohne Musikgehör



Kane Kramer, iPod-Erfinder

Er organisiert jetzt Erfindermessen, gerade gastierte er in China. Ein besseres Geschäft als Erfindungen. Kane Kramer ist 56 Jahre alt und Gründerpräsident der britischen Erfindergesellschaft, und er hat nichts gelernt, ausser zu erfinden, seit er mit 15 die Schule verliess. Er war 23, als er den iPod erfand, den er damals «Pixy» nannte, und fast niemand wusste davon, zuerst nur sein bester Kumpel James Campbell, und der war erst 21.

Diesen Musikchip tüftelte Kramer 1979 aus, das Abspielgerät war nicht grösser als eine Jasskarte und speicherte dreieinhalb Minuten Musik, wie eine 45er-Scheibe jener Zeit. (Er hatte, noch vor dem Internet, auch die Idee einer über Telefonleitung abrufbaren Musikbibliothek.) Den Prototypen des *music players* hatte er weltweit schützen lassen. An der Elektronikshow in London schrieb er zwar Zusagen von sechzig Millionen Pfund ins Auftragsbuch, aber es fehlte Bargeld für die Erneuerung der Patente, und verheerender als die Preisgabe seiner Erfindung erwies sich für Kramer der unaufhaltsame Siegeszug der CD. Das verborgene Genie in Hitchin, Hertfordshire, musste seinen bescheidenen Möbelladen schliessen und sogar sein Haus verkaufen, um die Familie mit drei Kindern über Wasser zu halten wie hundert Jahre zuvor Thomas Alva Edison, der Bastler des ersten Fonografen, der Erfinder aller Erfinder.

Doch im Silicon Valley schlafen sie nie. Steve Jobs stöpselte 2001 der Menschheit die Hörknöpfe des iPod ins Ohr. Aber erst als Apple im Jahre 2008 in einen Plagiatsprozess verwickelt wurde, zeigte der Computergigant Musikgehör und erinnerte sich an den kleinen Technologiepionier – Kane Kramer wurde als Zeuge eingeflogen, um zu belegen, dass er der wahre Erfinder ist. Als Entschädigung nahm er, endliche Genugtuung, einen Beratervertrag mit nach Hause. Und einen iPod, «der schon nach acht Monaten kaputt war». Gegenwärtig entwickelt Kramer einen Transkriptor, der Telefongespräche innert dreissig Sekunden in schriftliche Files überträgt, und ein für Mobbingopfer gedachtes winziges Lauschgerät. Keine Musik mehr drin. Peter Hartmann

Wie weiter?

Von Florian Schwab — Was es bedeutet, wenn Deutschland das Steuerabkommen ablehnt.

Seit sich Baden-Württemberg auf das Nein zum Steuerabkommen mit der Schweiz versteift hat, ist die weitere Entwicklung vorgezeichnet: Das deutsche Länderparlament, der Bundesrat, wird den Vertrag ablehnen. Die Vorlage wird zum Zankapfel zwischen den beiden Kammern des deutschen Parlaments.

Angenommen, es bleibt beim deutschen Nein, dann wäre die Strategie des Bundesrates gescheitert, den Feinden des Schweizer Bankgeheimnisses mit einer anonymen Quellensteuer den Wind aus den Segeln zu nehmen. Die Schweiz stünde nach der mühsam errungenen eigenen Zustimmung als verschmähte Braut der Deutschen da – für das ohnehin nicht sehr stabile helvetische Selbstbewusstsein eine unangenehme Rolle.

Mittelfristig würde Deutschland darauf drängen, mit der EU über den automatischen Informationsaustausch zu verhandeln. Mit diesem Ziel lehnt die Linke auf beiden Seiten des Rheins die Vorlage ab. Die Finanznot in den Hauptstädten Europas ist eine mächtige Kraft, welche in diese Richtung wirkt. Ob die Schweiz die Kraft hätte, diesen Avancen zu widerstehen, ist fraglich.

Paradoxerweise würde die Ablehnung des Abkommens zunächst aber zu einer Beruhigung führen, zumindest auf deutscher Bundesebene. Finanzminister Wolfgang Schäuble hat viel politischen Kredit eingebracht, um den Vertrag durch seine Parlamente zu bekommen. Wird er nun vom deutschen Bundesrat und dann vom Vermittlungsausschuss im Regen stehengelassen, würde er sich wohl kaum mit grossem Eifer in Berlin und Brüssel gegen die Schweiz einsetzen.

Die deutschen Bundesländer werden hingegen unabhängig vom Erfolg des Steuerabkommens weiterhin CDs mit Daten von mutmasslichen Steuersündern aufkaufen und damit Jagd auf Kunden von Schweizer Banken machen. Dass dies nach wie vor eine reale Gefahr ist, zeigt die Razzia, die vor zwei Wochen gegen UBS-Kunden stattfand.

Bereits im kommenden Herbst finden in Deutschland Parlamentswahlen statt, und die Wahrscheinlichkeit, dass Schäuble nochmals als Finanzminister zur Verfügung steht, ist selbst dann gering, wenn Angela Merkel Kanzlerin bleibt. Ein neuer Finanzminister in einer neuen Regierung kann das Thema unbelastet angehen. Er wird sich ausschliesslich von seinen finanziellen Interessen leiten lassen – und die stehen gegen die Schweiz.

Alte Vorurteile

Von Alex Baur — Die Schweiz sollte stolz sein auf ihre Zuger Rohstoffmultis.

Glencore und Xstrata, zwei in Zug domizilierte internationale Rohstoffgiganten, haben diese Woche ihre Fusion besiegelt. Ist das gut für die Schweiz? In der Öffentlichkeit hört man vor allem Warner und Kritiker. Dritt-welt-Lobbyisten, allen voran die einflussreiche «Erklärung von Bern», fahren seit über einem Jahr eine Dauerkampagne gegen die beiden Multis, denen sie von Umweltverschmutzung über Steuerdelikte bis hin zu Menschenrechtsverletzungen alles Mögliche unterstellen. Überprüfbar sind die Behauptungen selten, die auf alte Vorurteile bauen.

Das propagandistische Trommelfeuer scheint Früchte zu tragen. Im letzten August orakelte Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann über ein «Reputationsrisiko» für unser Land, das von internationalen Rohstofffirmen ausgehe. Es gibt Bestrebungen, die Multis künftig in der Schweiz ins Recht zu fassen für den Frevel, den sie angeblich anderswo begehen. Und niemand scheint sich darüber zu freuen, dass diese Firmen die Schweiz zu einem florierenden Zentrum des globalen Rohstoffgeschäfts gemacht haben.

Man könnte es auch anders sehen. Der anhaltende Boom beim Bergbau hat vielen Ländern in Afrika, Asien und Südamerika im letzten Jahrzehnt zu spektakulären und anhaltenden Wachstumsraten verholfen, die nicht zuletzt den Armen mehr gebracht haben als jede Entwicklungshilfe. Und wenn Schweizer Richter anstelle der lokalen Justiz über den Alltag in einer sambischen oder chilenischen Mine entscheiden, offenbart sich die alte koloniale Arroganz. Wer gibt den Schweizern eigentlich das Recht, den Afrikanern ihre eigenen Regeln vorzuschreiben?

Der moderne Bergbau ist ein kapitalintensives Hightech-Geschäft. Die Investitionen sind gigantisch, und sie zahlen sich nur auf lange Frist aus. Die Multis haben schon aus diesem Grund ein ureigenes Interesse an einer nachhaltigen – sprich sozial verträglichen und umweltgerechten – Bewirtschaftung ihrer Minen. Investitionen in Entwicklungsländer bergen andererseits oft grosse politische Risiken, während die Rohstoffpreise enormen Schwankungen unterworfen sind. Je grösser eine Firma ist, desto besser kann sie das unternehmerische Risiko verteilen. Schon aus dieser Überlegung ist die Fusion der beiden Giganten von Vorteil. Auch für die Schweiz.

Mehr zum Thema: Seite 56

Von Bern lernen

Von Lucien Scherrer — In Zürich droht Reformzwang in der Unterstufe. Bern macht's besser.

Die Schule hat wieder einmal Reformbedarf. Das glauben zumindest die Urheber der «Prima-Initiative», die am Wochenende vor den Zürcher Souverän kommt. Sie verlangen, dass künftig alle Kindergärtler und Erstklässler in einer «Grundstufe» unterrichtet werden. Grundidee des Modells ist es, einen «fliessenden Übergang» in die Schulzeit zu ermöglichen. Der erste Schultag soll den Kindern damit erspart werden. Danach werden die «Grundklässler», so die Erwartung der Initianten, durch «gemeinsames Lernen» voneinander profitieren. Sie könnten zudem besser individuell gefördert werden, was die Kosten für die Sonderpädagogik senken werde.

Das klingt alles gut, ist aber ein weiterer Versuch, eine Reform flächendeckend durchzusetzen, deren universeller Nutzen trotz Pilotversuchen nicht bewiesen ist. Das beginnt mit der Frage, warum der Übertritt in die Schule nur «fliessend» zu verkraften sein soll. Ist der erste Schultag ein traumatisches Erlebnis, das Erwachsene ein Leben lang plagt? Offensichtlich nicht. Zudem ist es ein Irrglaube, dass Kinder automatisch profitieren, wenn sie nicht nur mit Gleichaltrigen unterrichtet oder sonst wie gemischt werden. Die Leier vom «gegenseitigen Profitieren» ist bereits aus dem Modell der integrativen Förderung bekannt, und dieses ist, gelinde gesagt, umstritten. Mit der «Prima-Initiative» droht das Chaos mancherorts noch grösser zu werden.

Die Erwartung, dass die Kosten für die Sonderpädagogik sinken werden, ist naiv: Der Speckgürtel aus Sonderpädagogen, der sich in den letzten Jahren an den Schulen gebildet hat, wird sich kaum freiwillig zurückbilden. Doch gerade ein Teil des Geldes, das heute in die Sonderpädagogik gesteckt wird, müsste in die Grundstufe fliessen. Denn das Modell ist teuer. Die flächendeckende Einführung soll 62 Millionen Franken kosten, wobei die Gemeinden die Hauptlast zu tragen hätten. Geld, das vielerorts nicht da ist.

Im Kanton Bern wurde aus Kostengründen auf die Einführung einer «Basisstufe» verzichtet. Die Gemeinden können aber selber entscheiden, ob sie das Modell wollen. Eine vorbildliche Lösung: Entschieden wird an der Basis, wo am besten beurteilt werden kann, ob eine Grundstufe Sinn macht, etwa wegen tiefer Schülerzahlen. Jene, die entscheiden, tragen auch das finanzielle Risiko. Genau das verlangt ein Gegenvorschlag des Zürcher Kantonsrates. Alles andere ist Zwängerei.

Personenkontrolle

Levrat, Gaillard, Zuberbühler, Birchler, Condrau, Mörgeli, Ritzmann, Lütolf-Junicic, Perrenoud, Mader

Unter **Christian Levrats** immer linkerer Parteiführung werden selbst Genossen, welche die Partei in hohen Ämtern vertreten und brav ihre Mandatssteuer entrichten, zu unerwünschten Personen. So möchte die SP-Spitze zwei ihrer Finanzspezialisten aus der Experten-Gruppe des Bundes entfernen, die eine Weissgeldstrategie zu skizzieren hätte. In einer internen Analyse wird «die Teilnahme von **Serge Gaillard** und **Daniel Zuberbühler**» als negativ bewertet. Gaillard war Chefökonom des Gewerkschaftsbundes und Mitglied des Bankrats der Nationalbank, später Direktor Arbeit



Gute Sozis, schlechte Sozis: SP-Chef Levrat.

im Staatssekretariat für Wirtschaft und heute Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung. Ebenfalls nicht willkommen ist Genosse Zuberbühler, früher Direktor der Eidgenössischen Bankenkommision (EBK). Ein guter Sozi ist hingegen der Zürcher Professor **Urs Birchler**, Anti-Banken-Ideologe der Partei und Ehemann von **Monika Bütler**, HSG-Professorin und Bankrätin der Nationalbank. Birchlers Einsitz im Gremium wird als «positiv» taxiert. (*upe*)

Wie exakt arbeitet **Flurin Condrau**? «Flurin who?», hätten die meisten noch vor wenigen Wochen gefragt. Seit **Christoph Mörgeli** von der Universität Zürich mit Getöse entlassen worden ist, ist der Professor und neue Direktor des Medizinhistorischen Instituts ins Blickfeld der Öffentlichkeit geraten. Diese Woche wurde bekannt, dass Condrau die Institutsleitung abgibt – vorübergehend, heisst es. Zudem sind zwei Mitarbeiter wegen Verdachts auf Amtsgeheimnisverletzung «im Amt eingestellt» worden, wie die Universität mitteilt. Die Anti-Mörgeli-Interna hatte nicht eine wissenschaftliche Hilfskraft dem *Tages-Anzeiger* gesteckt, sondern mutmasslich Condraus Stellvertreterin, **Iris Ritzmann**, und deren Ehemann, **Eberhard Wolff**. Während sich die Schlinge um Condrau zuzieht, bröckelt auch sein wis-



Augenfällige Fehler: Historiker Condrau.

senschaftlicher Ruhm. Condraus Spezialgebiet ist die Geschichte der Tuberkulose. Umso erstaunter liest man, was er in seiner Dissertation («Lungenheilanstalt und Patientenschicksal») über **Thomas Manns** Roman «Der Zauberberg» schreibt. «Das Buch ist entstanden, nachdem die Schwester des Autors, **Katja Mann**, einige Zeit in einem Davoser Luxussanatorium verbracht hatte», heisst es auf Seite 32. Der Satz verblüfft durch zwei augenfällige Fehler. Erstens: **Katia** schreibt sich mit «i» und nicht mit «j». Zweitens war sie nicht **Thomas Manns** Schwester, sondern dessen Ehefrau. (*gut*)

Sieben Wochen nachdem die *Weltwoche* die angebliche Prof. Dr. Dr. **Indira Lütolf-Junicic**, die oberste Qualitätsmanagerin der psychiatrischen Klinik «Waldau», zweifelsfrei als Hochstaplerin enthüllt hat, klären der Berner Gesundheitsdirektor **Philippe Perrenoud** (SP) und die «Waldau»-Leitung noch immer ab. Zwar haben sie letzte Woche ein Kündigungsverfahren gegen die Lügnerin eingeleitet, weigern sich aber trotz erdrückender Beweise zuzugeben, dass die Kaderfrau die vielen Titel zu Unrecht führt. Grund für dieses Versteckspiel sind die Konsequenzen, welche die Wahrheit für «Waldau»-Regentin **Regula Mader** (SP) und deren Personalchefin **Christine Jann Schneider** haben wird. Entweder haben die beiden keinen Blick in den fünfseitigen (!) zusammengeschwindelten Lebenslauf der angeblichen Professorin geworfen oder, was wahrscheinlicher ist, die damals Joblose trotzdem angestellt und den Betrug gedeckt. Mader ist aufgrund eines Burnouts, das sie kurz nach ausgedehnten Veloferien auf Sardinien ereilt hat, weiterhin krankgeschrieben. (*upe*)



Viele Titel: Hochstaplerin Lütolf-Junicic.

Nachruf



Guerilla-Kommandant: Eloy Gutiérrez.

Eloy Gutiérrez Menoyo (1934–2012) — Eloy Gutiérrez hatte den bewaffneten Kampf in den Genen. Sein Bruder José Antonio fiel im Spanischen Bürgerkrieg als Teenager, sein Vater, der ebenfalls für die Republikaner gekämpft hatte, flüchtete nach Francos Sieg mit der Familie nach Frankreich. Während des Zweiten Weltkrieges kämpfte sein Bruder Carlos auf der Seite der Alliierten. 1946 siedelte der Clan nach Kuba über und geriet schon bald in den nächsten Konflikt.

Zusammen mit seinem Bruder Carlos und einer Handvoll Guerilleros überfiel Eloy Gutiérrez im März 1957 den Regierungspalast in Havanna. Carlos fiel im Kampf, Eloy übernahm im Alter von 23 Jahren das Kommando und wurde – neben dem Argentinier Che Guevara und dem Amerikaner William Morgan – zu einem der drei ausländischen Comandantes der kubanischen Revolution. Unter seiner Führung marschierte zu Neujahr 1959 die erste Guerilla-Einheit in Havanna ein.

Als Fidel Castro eine neue Diktatur auf Kuba installierte, bauten Gutiérrez und Morgan eine antikommunistische Guerilla auf. Morgan wurde verhaftet und hingerichtet, Gutiérrez 1964 zu 30 Jahren Lagerhaft verurteilt. 1986 wurde er inspanische Exil entlassen. Zehn Jahre später empfing Castro seinen ehemaligen Weggefährten, der sich nun für den Dialog engagierte. 2003 verweigerte Eloy Gutiérrez nach einem Ferienbesuch in Kuba die Ausreise und blieb bei seiner Familie. Danach wurde es ruhig um den Widerspenstigen. Er erlag kürzlich in Havanna im Alter von 77 Jahren einem Kreislaufversagen. *Alex Baur*

Israel und das doppelte Spiel der Hamas

Von Pierre Heumann — Die herrschende Hamas im Gazastreifen will Regierung sein und agiert gleichzeitig als Terrororganisation. Israel hat gar keine andere Möglichkeit, als auf die ständige Bedrohung durch Granaten und Raketen mit gezielten Gegenangriffen zu reagieren.



Reichweite stark ausgedehnt: Hamas-Raketen auf Israel.

Was viele dem Frieden zuliebe immer wieder fordern, tat Israel vor etwas mehr als sieben Jahren: Es zeigte sich kompromissbereit. Der damalige Premier Ariel Scharon setzte gegen massiven innenpolitischen Widerstand durch, dass alle Siedler den Gazastreifen verliessen. Wer nicht freiwillig ging, wurde von Soldaten abgeholt und gezwungen, sich dem Entscheid der Regierung zu fügen.

Mit dem Ende der Besatzung bot sich den Palästinensern die Chance, ihr Land in ein mediterranes Singapur zu verwandeln. Scharon stellte bloss eine Bedingung. Er erwartete von den neuen Herren des Gazastreifens, dass sie ihr Territorium nicht als Basis für Gewalt gegen Israel verwenden würden.

Allein, der Rückzug wurde von den Palästinensern nicht honoriert. Sie wollten aus dem Gazastreifen kein florierendes Land machen. Die neuen Machthaber arbeiteten mit Fleiss daran, Gaza in eine Hochburg des Terrors zu verwandeln, statt sich um den Bau von Strassen, Schulen, Wohnungen oder Kläranlagen zu kümmern. Die Hamas, die seit dem Jahre 2007 an der Macht ist, kannte nur ein Ziel: den Kampf gegen den jüdischen Staat zu intensivieren.

Ein Indikator für die Intensität der Feindseligkeit ist die Zahl der Angriffe auf Israel. Im Jahr, in dem Scharon aus Gaza abzog, bedankten sich die Radikal-Islamisten mit 480

Mörsergranaten; 2006 kamen Raketen hinzu, und 2007 waren es mit 1130 Raketen und Mörsern doppelt so viele wie im Vorjahr. Insgesamt haben die Palästinenser in den letzten Jahren 12 000 Geschosse auf Israels Süden gefeuert.

Der Hamas-Terror wurde während Jahren von den Medien totgeschwiegen. Aber diejenigen, die darunter zu leiden hatten – eine Million Menschen im Süden Israels –, wussten auch ohne Schlagzeilen, dass die Hamas den Abnutzungskrieg systematisch perfektionierte. Die Reichweite der Raketen wurde im Laufe der Jahre so stark ausgedehnt, dass die Hamas jetzt auch Jerusalem und Tel Aviv angreifen kann. Die Zahl der Israeli, die mit der Angst leben müssen, von einer Rakete aus Gaza getroffen zu werden, hat sich auf über drei Millionen erhöht. Dies ist für Israel unter keinen Umständen akzeptabel. Israel verlöre seine Abschreckungskraft, würde es nichts dagegen unternehmen.

Die Frage ist bloss, was dagegen zu tun ist.

Der Kopf hinter der Aufrüstung war Ahmed Dschabari, der von israelischen Sicherheitskräften vor zwei Wochen im Rahmen einer gezielten Tötung umgebracht wurde. Bei Dschabari, der zu den stärksten Figuren des Gazastreifens zählte, liefen alle Fäden der Terrororganisation zusammen. Er machte aus den Brigaden der Hamas eine schlagkräftige Armee. In Dutzenden von Werkstätten liess er Raketen herstel-

len. Perfiderweise ordnete er an, die Minifabriken in Wohnquartieren zu bauen; das hatte den Vorteil, dass jeder Versuch, die Waffen zu zerstören, zu publikumswirksamen Bildern über die Not der Palästinenser und die Brutalität der Israeli führen würde. Wohnstuben, Moscheen, Schulen, Kindergärten setzte Dschabari zynisch als Standorte für die Abschussrampen der Raketen ein. Dass bei den intensiven Fliegerangriffen auf die Infrastruktur des Terrors im dichtbesiedelten Küstenstreifen bisher nicht mehr als hundert Palästinenser umgekommen sind, zeigt, wie sorgfältig die israelische Armee vorgeht. Sie hat offenbar aus den Fehlern der Operation «Gegossenes Blei» vor vier Jahren gelernt: Damals waren mehr als tausend Palästinenser umgekommen.

Geld aus Teheran

Die Hamas steckte viel Energie in den Aufbau der Angriffsstrategie und wird von mehreren Akteuren unterstützt. Aus dem Iran gelangen die Raketen in den Sudan; dort werden sie auf Lastwagen verladen, durch den Sinai an ägyptischen Sicherheitskräften vorbei in die Nähe des Gazastreifens transportiert, zerlegt und durch Tunnels nach Gaza geschleust. Die Hamas bot sich als Statthalterin iranischer Interessen am Mittelmeer an – und dafür erhielt sie finanzielle und materielle Unterstützung aus Teheran. Die Ajatollahs lieferten Waffen und instruierten junge Männer aus Gaza, wie damit umzugehen sei. Es ging dabei nie um Verteidigung, sondern stets um Angriff.

Mit ihrem Verhalten fordert die Hamas Israel geradezu dazu auf, den Gazastreifen wieder zu besetzen. Weil das aber auf die Dauer kaum durchzuhalten wäre, bleibt, neben den Angriffen aus der Luft, die Option einer befristeten Invasion mit Bodentruppen. Das wird auf beiden Seiten viele Opfer fordern. Die Erfahrung zeigt: Den Terror wird Israel damit nicht ausschalten können. Ein dezidiertes Vorgehen ist aber notwendig, wenn Israel seine Abschreckungskraft wiederherstellen will. Angesichts der Bedrohungen aus dem Iran, aus Syrien oder von Seiten der Hisbollah kann es sich Israel nicht leisten, Schwäche zu zeigen und die Raketen auf Tel Aviv oder Jerusalem unbeantwortet zu lassen.

Die Hamas wird jetzt – wenn es nicht bereits zu spät ist – abzuwägen haben, ob sie vielleicht doch einen konstruktiven Weg einschlagen möchte. Um die Gewaltspirale zu beenden, muss sie sich entscheiden: Will sie Regierung oder Terrororganisation sein? Beides gleichzeitig geht nicht.

Waffen

Kuppel, Pfeil und Zauberstab

Israel baut einen Schutzschild gegen Angriffe aus der Nachbarschaft. Die erste Abwehrlinie scheint sich zu bewähren. *Von Urs Gehrig*

Gut 1000 Hamas-Raketen in einer Woche – drei Tote. Dass die israelische Opferbilanz nicht weit schlimmer ausfällt, liegt an einer Raketenabwehr namens «Eiserne Kuppel». Das Kernstück des mobilen Systems, das aus der Ferne an eine moderne Stalinorgel erinnert, ist eine kistenartige Werfervorrichtung mit je 20 Abfangraketen. Anfliegende Geschosse werden via Radar aufgespürt und durch Abfangraketen in der Luft zerstört. Laut israelischer Armee liegt die Trefferquote bisher zwischen 75 und 90 Prozent.

Die «Eiserne Kuppel» basiert auf dem Prinzip des Schildes, eines der ältesten Schutzmittel der Kriegsgeschichte. Welch zentralen Stellenwert dieser bereits in der frühen Antike einnahm, schildert Homer: «Aus fünf Schichten gedrängt, war der Schild selbst; oben darauf nun bildet er mancherlei Kunst mit erfindungsreichem Verstande», so beschreibt er den filigran ausgearbeiteten Schild seines Helden Achilles. Das bisher ambitionöseste Schutzprojekt verfolgte US-Präsident Ronald Reagan unter dem Namen «Star Wars». Es sollte sowjetische Atomraketen mittels im Weltraum stationierter Laserwaffen zerstören, erwies sich aber als zu komplex und kostspielig.

Während Terrororganisationen wie die Hamas oder die Hisbollah ihr eigenes Volk als Schutzschild für ihre Angriffe benutzen, sucht Israel Schutz mittels Hightech-



Israelische Raketenabwehr «Eiserne Kuppel».

Rüstung. Gegen Raketen mit Reichweiten von mehr als 250 Kilometern steht das System «Arrow» (Pfeil) bereit. Doch gegen Kurzstreckenraketen (5 bis 40 km Reichweite), welche von islamischen Terrororganisationen in klandestiner Heimarbeit aus Salpeter, Zucker und Düngemitteln hergestellt werden, war Israel bis vor kurzem ungeschützt.

Wie verwundbar Israel geworden war, zeigte sich im Libanonkrieg 2006. Die Hisbollah feuerte rund 4000 Raketen auf den Norden Israels und zwang eine Million Menschen, in Bunkern Schutz zu suchen oder zu flüchten. Als Konsequenz befahl der damalige Verteidigungsminister Amir Peretz – gegen die Empfehlung des Militärs – die Entwicklung eines Raketenschildes für die Grenzstädte.

In den letzten Tagen bestand die «Eiserne Kuppel», entwickelt vom israelischen Rüstungsunternehmen Rafael, ihre erste grosse Bewährungsprobe. Schlüssel zum Erfolg sind Flexibilität und Reaktionszeit. Eine Rakete, abgefeuert in Gaza, braucht nur 15 Sekunden Flugzeit, bevor sie in Aschkelon (120 000 Einwohner) einschlägt. Hundertprozentigen Schutz bietet jedoch auch die Hightech-Kuppel nicht. Zwar stehen bereits fünf Batterien à drei Werfervorrichtungen im Einsatz. Gemäss Militärexperten wären 13 Batterien nötig, um Israel einen kompletten Schutz zu bieten.

Ausserdem muss Israel davon ausgehen, dass die Aufrüstung im Gazastreifen und Südlibanon mit präziseren und weiter reichenden Raketen aus Ländern wie dem Iran fortschreitet. Als Konsequenz verfolgt Jerusalem ein mehrschichtiges Schutzprogramm, in dem die «Eiserne Kuppel» lediglich die innerste Hülle bildet. Darüber will Israel bis 2015 das System «Zauberstab» entwickeln, das mögliche Angriffe der Hisbollah und Syriens von einer Reichweite bis zu 250 Kilometer abwehren kann. Der «Zauberstab» entsteht in Kooperation mit den USA, deren Präsident Barack Obama jüngst betonte: «Wir unterstützen Israels Recht auf Selbstverteidigung.»

bb business broker

Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich

T 044 420 11 11

F 044 420 11 12

Spezialist für hochwertige Parkettböden	Fachgeschäft mit hochwertigen Marken	Handelsfirma für Büro-/Haushaltsprodukte
Umsatz: CHF 7'600'000.– Preis: CHF 3'800'000.–	Umsatz: CHF 780'000.– Preis: CHF 450'000.–	Umsatz: CHF 7'572'000.– Preis: CHF 4'500'000.–
Etabliertes Fotofachgeschäft	CH Modelabel im Premiumsegment	Rentabler Metallverarbeiter
Umsatz: CHF 477'000.– Preis: CHF 180'000.–	Umsatz: CHF 715'000.– Preis: CHF 200'000.–	Umsatz: CHF 837'000.– Preis: CHF 800'000.–
Metallbearbeitungsfirma	Profitabler Händler für Pflegemittel	Webshop für hochwertige Dessous
Umsatz: CHF 265'000.– Preis: CHF 295'000.–	Umsatz: EUR 322'000.– Preis: EUR 500'000.–	Umsatz: CHF 50'000.– Preis: CHF 60'000.–
Franchisefirma im Schulungsbereich	Druckerei mit grosser Stammkundschaft	Yachtzubehörgeschäft auf Mallorca
Umsatz: CHF 306'000.– Preis: CHF 550'000.–	Umsatz: CHF 470'000.– Preis: CHF 180'000.–	Umsatz: EUR 1'750'000.– Preis: EUR 1'800'000.–

www.businessbroker.ch

Tod auf ARD

Von Henryk M. Broder — Das öffentlich-rechtliche Fernsehen erobert die letzten Tabus.



In der «Todesfluge» von Paul Celan findet sich der Satz: «Der Tod ist ein Meister aus Deutschland.» Wie recht der Dichter mit dieser Feststellung hatte, kann

man in diesen Tagen erleben, wenn man das «Erste» anmacht. Da läuft die Themenwoche «Leben mit dem Tod», die sich an den typischen ARD-Zuschauer richtet: den Mann und die Frau zwischen 60 und 65, kurz vor oder nach der Verrentung, die sich nun auf das Unvermeidliche innerlich einstimmen. Und so wie ihr Leben geregelt verlief, muss auch das Finale geregelt werden.

«Wie will ich sterben? Welche Beerdigung wünsche ich mir? Wer sich offen mit dem Tod beschäftigt, erleichtert nicht nur sich selbst, sondern auch den Menschen in seinem Umfeld den Abschied.»

Nun trägt die ARD ohnehin dem Umstand Rechnung, dass viele ihrer Zuschauer sich bereits in der prä-mortalen Phase befinden. Die diversen «Feste der Volksmusik» mit Florian Silbereisen zum Beispiel erträgt nur, wer mit dem Leben weitgehend abgeschlossen hat. Die allabendlichen Talkshows sind so aufregend wie eine Weihnachtsfeier in einem Bestattungsunternehmen.

Insofern passt die Themenwoche «Leben mit dem Tod» ins Gesamtprogramm. Trotzdem muss man sich fragen, ob es denn noch irgendeinen Bereich gibt, in den das öffentlich-rechtliche Fernsehen nicht erzieherisch eingreifen würde. Es rührt die Trommel für Organspenden und Krebsvorsorge, es klärt über die Gefahren des Tabak- und Alkoholkonsums auf, es nimmt sich der alleinerziehenden Mütter an, jetzt greift es ein Thema auf, das angeblich «tabubehaftet» ist, um dazu beizutragen, «Sprachlosigkeit zu überwinden»: den Tod. Aber der ist so wenig ein Tabu wie das Liebesleben von Heidi Klum. Und was die «Sprachlosigkeit» angeht: Viele Deutsche lesen nur deswegen eine Tageszeitung, um über die Todesfälle in ihrem Bekanntenkreis auf dem Laufenden zu bleiben.

Was aber, wenn einer vom Tod überrascht werden möchte, so wie es vor der Erfindung des Fernsehens der Fall war? Ja, dann hat er eben Pech gehabt. Mit der Zwangsgebühr kommt auch der Todesengel ins Haus.

Unsere Unis steigen ab

Von Silvio Borner — Studentenfunktionäre, ewige Assistenten und politische Vorgaben: Die Schweizer Universitäten tun alles, um im weltweiten Wettbewerb zurückzubleiben.

Die aus dem Sport stammenden Rankings gibt es mittlerweile auch für Universitäten, wobei wie beim Tennis die Top Ten nicht überraschen. Gemäss *Times* liegen sieben amerikanische und drei englische an der Spitze. Unsere kantonalen Unis liegen abgeschlagen weit hinten. Warum überrascht das nicht?

Die Studenten sind daran unschuldig. Eher in die Pflicht muss man die politisch verordnete verfasste Studentenschaft nehmen, eine Zwangsgemeinschaft, für die die besten Studierenden, welche lieber direkt im Lehr- und Forschungsbetrieb mitwirken wollen, wenig übrig haben. Ganz anders die bezahlten Studentenfunktionäre, die sich in meist überflüssigen Sitzungen vor allem für nicht wissenschaftliche Anliegen starkmachen. So findet in Basel nach wochenlangem Hickhack und Verhandlungen bis in die höchsten Gremien eine kostspielige Urabstimmung zur weltbewegenden Frage statt, ob die Mensa jeden Tag oder bloss einen Tag in der Woche ein vegarisches Menü anbieten müsse.

In der ständisch organisierten Gruppenuni ist die politisch korrekte Zusammensetzung längst wichtiger als Fachkompetenz. Wehe dem Dekanat, sollte es das falsche Geschlecht oder eine falsche Gruppenkategorie in eine gesamtuniversitäre Instanz delegieren!

In der Uni-Hierarchie spielt der heterogene Mittelbau eine besondere Rolle. Er besteht aus wissenschaftlichen Mitarbeitern und Assistenten, die in der Forschung vorankommen und sich so schnell wie möglich höher qualifizieren sollen, indem sie sich nach aussen orientieren und sich mit der weltweit verstreuten Fachwelt vernetzen.

Hürden und Leerläufe

Ganz anders jener Teil des Mittelbaus, der nicht dem Prinzip «up or out» nachleben will oder kann, sondern möglichst permanente Positionen auf dieser an den besten angelsächsischen Unis gar nicht vorhandenen Stufe anstrebt. Wir finden hier viele «ewige Talente», «übersehene Genies», aber auch «genügsame Lokalgrössen» ohne externe Ambitionen. Es sind vor allem diese quasigewerkschaftlichen, nach innen orientierten Kräfte, die für viele administrativen Hürden und Leerläufe verantwortlich sind.

Wo bleiben angesichts dieser Zustände die Professoren? Viele ziehen sich auf ihre Forschungsinselfen zurück und pflegen vor allem die internationale Einbettung. Die Interna der eigenen Uni überlässt man denjenigen Kollegen, die sich häufig mangels Forschungs- oder Lehrerfolgen dafür freiwillig melden.

Vermeintliche «Demokratisierung»

Ein weiteres Problem ist die Politisierung der staatlichen Universitäten von oben. Dies beginnt schon auf Bundesebene mit einem bunt gemischten, aber unverdaulichen Gremien-salat und den zahllosen Koordinationstellen zwischen Bund und Kantonen. Gemeinsamer Nenner dieser Regulierung: die Autonomieverluste der einzelnen Unis.

Auch der Nationalfonds ist leider oft näher bei der Politik als bei der wissenschaftlichen Forschungsfront. Seine Forschungsprogramme sind häufig politische Steckenpferde und

werden entsprechend regional und erwartungsorientiert vergeben. So wurden kürzlich ein paar hundert Millionen zusätzlich für die Energieforschung gesprochen, aber mit dem klaren Auftrag, die opportunistisch angekündigte Energiewende zu stützen. Im Gegensatz zu privaten Unis mit klarer wissenschaftlicher Mission entwickeln sich die

unrigen immer mehr zu multifunktionalen Institutionen mit politischen, sozialen oder ökologischen Zielsetzungen.

Das geht zu Lasten der Unabhängigkeit von Forschung oder Lehrqualität. Gender-Fragen stehen in Auswahlverfahren für Spitzenpositionen immer häufiger im Vordergrund. Weitere Ausflüsse dieses Geistes sind die Kinder-Uni, die Senioren-Uni, eine Stelle für Nachhaltigkeit, ein Technologietransfer-Büro, psychologische Beratung für Studenten oder Arbeits- oder Öffnungszeiten, die primär den Bedingungen des Staatspersonals entsprechen. So wächst der administrative Bereich stärker als der wissenschaftliche, und der Schwerpunkt verlagert sich weg von akademischen Aufgaben hin zu Verwaltungsaktivitäten. Und die zentrale Verwaltung deckt die Fakultäten mit immer mehr administrativem Ballast ein. Universitäten sind elitäre Institutionen. Ihre vermeintliche «Demokratisierung» ist ebenso gefährlich wie die daraus folgende Bürokratisierung.





WORLDCLASS TRAVELERS



David Beckham. Ein Mann von Welt, der sich der Perfektion verschrieben hat. Der Präzision und dem Stil. Eine Legende, die High Performance zelebriert. Am Handgelenk die Breitling Transocean Chronograph Unitime, die ultimative Reiseuhr mit von der COSC offiziell Chronometer-zertifiziertem Manufakturkaliber B05 und 5-jähriger Breitling Garantie. Automatischer Hochleistungschronograf. Patentierter Universalzeitmechanismus mit ständiger Zeitanzeige aller 24 Zeitzonen und ultrabediienungsfreundlichem Korrektursystem über die Krone. Komfort und Eleganz für First-Class-Reisen. Von Breitling.

CHF 10'740.- unverbindlicher Richtpreis

RUCKLI
seit 1898 goldrichtig
AM BAHNHOFPLATZ LUZERN



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

«Es gibt Situationen im Leben, die keiner will.
Und es gibt eine Karte, die dann jedem nützt.»

NEU: Beobachter Rechtsschutz mit
maximalem Schutz bis Fr. 300 000.–



**Aus Erfahrung wissen wir,
was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat Beobachter jetzt eine kombinierte Privat- und Verkehrsrechtsschutzversicherung entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 300 000.– versichert
- **Basis-Versicherung:** In allen Rechtsbereichen sind Sie bis Fr. 5 000.– versichert

Beobachter empfiehlt Ihnen: Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

**Einmalig
im Preis,
einzigartig in
den Leistungen.**



Ja, ich interessiere mich
für Beobachter Rechtsschutz
für nur Fr. 260.–* im Jahr!

**3 Jahre
Prämien-
garantie!**

Weitere Informationen
und Anmeldung unter

www.beobachter.ch/rechtsschutz
oder telefonisch: 062 836 00 15

Beobachter

*Nur in Kombination mit dem Beobachter-Jahresabonnement (Fr. 89.–) erhältlich

Stoiker im Elysée

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Hollande handelt ohne Orientierung, die Opposition zerfleischt sich selber. Frankreichs Politik ist in der Sackgasse.



Während Frankreich in eine Rezession schlittert und auch Moody's dem Land das Spitzenrating abgesprochen hat, übt sich Präsident Hollande in temperierter Zurückhaltung. In den sechs Monaten seit

den Wahlen hat sich die Arbeitslosenzahlen schneller erhöht als erwartet, die Popularität des Staatschefs ist auf Tiefstwerte gesunken.

Der Absturz hängt damit zusammen, dass Hollande sich einen recht gemütlichen Start in seine fünf Präsidentschaftsjahre geleistet hat. Die Franzosen wollen zwar ihre Ruhe haben und möglichst keine Reformen. Doch beunruhigt sind sie trotzdem, und dies immer mehr.

Die Krise schleicht sich an sie heran. In der Bäckerei, den Cafés und Restaurants und auf dem Dorfplatz ist die Verunsicherung mit Händen zu greifen. «Kommt die Krise wirklich?» – «Was soll man denn tun?» Man ist sich nicht mehr sicher, ob man im Frühling die richtige Entscheidung getroffen hat.

Die politische Lage ist im Fluss. Hollande kann sich darüber freuen, dass die Konservativen mit sich selber beschäftigt sind und einen giftigen Personenstreit ausfochten. Der Kampf der Erben Sarkozys um den Vorsitz der UMP (Union pour un mouvement populaire) endete in der Wahlnacht in einem Patt. Die beiden Protagonisten, der ehemalige Premierminister François Fillon und der Generalsekretär der Partei, Jean-François Copé, beanspruchten den Sieg für sich und warfen dem Konkurrenten Betrug vor.

Manipulierte Urnen, gefälschte Stimmzettel, eigenartige Abstimmungsergebnisse: Mit Streitigkeiten dieser Art steigt das Ansehen der UMP in der Volksgunst nicht. Copé gewann schliesslich nach einer Entscheidung der Schiedskommission hauchdünn.

Doch das heisst nicht, dass die Reihen nun geschlossen werden. Fillon akzeptierte zwar die Niederlage, doch sprach er dunkel von einer tiefen Spaltung und verurteilte noch einmal die Methoden im Wahlkampf.

Ob Copés Rechtskurs («la droite décomplexée») oder Fillons Zentrumsstrategie in viereinhalb Jahren das richtige Mittel gegen Hollande ist, weiss niemand. Copé stilisierte sich als Verfechter einer «komplexfreien»

Rechten, die keine Berührungsängste gegenüber dem Front national hat und an dessen Wähler appellieren muss.

Er wettete gegen einen antiweissen Rassismus von Immigranten in den Banlieues. Berühmt wurde seine Bemerkung, dass muslimische Teenager ihren christlichen *copains* verbieten, während des Ramadan ein *pain au chocolat* in der Pause zu essen.

Konsequent nach unten

Hintergrund dieser Geschichte ist, dass vor einigen Wochen die altehrwürdige Ligue internationale contre le racisme et l'antisémitisme im Rahmen eines Gerichtsfalls festgestellt hatte, dass antiweisser Rassismus inzwischen ein Faktum im französischen Leben geworden sei. Es gebe kein Tabu, und man zögere überhaupt nicht, das so anzuprangern. Umfragen zeigen ein ähnliches Bild.

Der politische Richtungskampf in der UMP ist aber nicht entschieden. Die Partei wird vor der Präsidentschaftswahl 2017 noch einmal über den Kandidaten abstimmen. Copé beherrscht nun den Parteiapparat und hat Startvorteile, doch selbstverständlich ist seine Nominierung keineswegs.

Ob Hollandes Zaudern schwerer wiegt als der Streit in der Opposition, ist offen. Immerhin ist es den Sozialisten gelungen, ihre nicht

minder harte interne Ausmarchung 2008 in Reims vier Jahre später in einen Wahlsieg umzumünzen. Bis 2017 fliesst noch viel Wasser die Rhone hinunter.

Jedenfalls ist Hollandes Versuch misslungen, eine Schubumkehr einzuleiten und den Abwärtstrend zu bremsen. Dass er nicht genau weiss, was die Lage erfordert, liess sich an der Reaktion auf den Bericht zur Wettbewerbsfähigkeit Frankreichs ablesen, den der frühere Chef des Raumfahrt- und Rüstungskonzerns EADS, Louis Gallois, vor kurzem vorgestellt hat. Gallois zeichnete ein dramatisches Bild. Das Land brauche einen Wettbewerbs- und Vertrauensschock. Der Faktor Arbeit müsse entlastet werden. Hohe Arbeitskosten lähmten die Wettbewerbsfähigkeit.

Das sind alles nicht neue Erscheinungen. Premierminister Jean-Marc Ayrault versprach denn auch umgehend, die Vorschläge würden in ihrer Gesamtheit übernommen. Nur der wichtigste nicht: die Senkung der Lohnnebenkosten. Zwar will auch Hollande die Unternehmen entlasten, doch nicht direkt, sondern über Investitionsanreize in Form von Steuerstundungen – Etatismus pur.

Hollande und seine Sozialisten haben zehn Prozent der Zeit in ihrer neuen Machtstellung dafür gebraucht, Reformen rückgängig zu machen, die Schuld an der Krise auf Sarkozy abzuwälzen, die Steuern zu erhöhen und im Übrigen abzuwarten, dass sich die Konjunktur von alleine erholt.

Alles ist meistens eine Frage der Zeit. Doch in welcher Verfassung sich Frankreich dann wiederfindet, ist nicht ganz unerheblich. Einen Stoiker im Elysée, der mit Gelassenheit und Seelenruhe zur Weisheit strebt, wollen die Franzosen auch nicht. ○



«Was soll man denn tun?»: französischer Präsident Hollande.

Hintervorgehaltene Hände

Von Christoph Mörgeli

Die *Sonntagszeitung* ist tief besorgt über das «Image der Partei»: Mit Irritation verfolgten «viele» SVP-Politiker die «Husarenritte» von Christoph Mörgeli rund um dessen Jobverlust an der Universität Zürich. Zumindest sei zu hoffen, dass das Volk zwischen «unserer Partei und der Person Mörgeli unterscheiden kann». Das sagte angeblich «ein langjähriger Zürcher SVP-Nationalrat hinter vorgehaltener Hand». Er kann mit vollem Quellenschutz rechnen. Denn erstens gibt es viele langjährige Zürcher SVP-Nationalräte. Und zweitens beisst kein Journalist die hintervorgehaltene Hand, die ihn füttert. Die eine hintervorgehaltene Hand wäscht die andere.

Damit stehen wir mitten in einem Qualitätsmerkmal der heutigen Qualitätspresse. Nämlich der pandemisch sich ausbreitenden medialen Seuche des Zitierens anonymer Zuträger. Egal, ob sie uns als «gewöhnlich gut unterrichtete Kreise» oder «anonyme Quellen» oder «Stimmen hinter vorgehaltener Hand» begegnen – es geht um den unappetitlichen, unethischen Umstand, dass Meinungsmacher nicht hinstehen. Sondern sich feige hinter Namenlosigkeit verstecken. Und dass Journalisten Zitate frei erfinden können. Dies geschieht mit zunehmender Tendenz. Die Zischler sehen sich immer ungenierteren Zeitungen gegenüber. Wem man den kleinen Finger gibt, der nimmt oft die ganze hintervorgehaltene Hand.

Nur allein in der letzten Woche hatte die berühmte Hand unzählige Male ihre Hand im Spiel: «Hinter vorgehaltener Hand» rechnen Politikerkreise damit, dass Silvio Berlusconi seine Tochter Marina ins politische Rennen schickt (*Tages-Anzeiger*). Die Wettbewerbskommission gehe wie die alte Fasnacht auch noch gegen die Detailhändler los, sagen Kritiker «hinter vorgehaltener Hand» (*Der Sonntag*). Bei der UBS hofft «hinter vorgehaltener Hand» kaum mehr jemand auf die Verabschiedung des Steuerabkommens auf den 23. November (*Aargauer Zeitung*). Gegen GC-Trainer Uli Forte tuscheln die Gegner «hinter vorgehaltener Hand» (*Basler Zeitung*). Und wir hören «hinter vorgehaltener Hand», dass der Besitzer des Hotels «Scuol Palace» 4,5 Millionen Schulden hat.

Wir eilen im Handumdrehen zum Schluss: Die eine hintervorgehaltene Hand soll künftig wissen, was die andere tut. Man fahre sofort ab mit hintervorgehaltenen Händen. Dies erst recht, wenn sie sich in Unschuld waschen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

CVP vergeigt historische Chance

Von Peter Bodenmann — Abt Werlen sollte seine Thesen an die Eingangstüre der Wallfahrtskirche von Einsiedeln nageln.



Gratis-Schmierseife: CVP-Nationalrat Pfister.

In Deutschland hat die grüne Basis – zur Überraschung fast aller – neben Jürgen Trittin die bekennende Protestantin Katrin Göring-Eckardt zur Spitzenkandidatin gewählt. Auf der Strecke blieben die Berliner Knatter-Tante Renate Künast und das grünrote Knallbonbon Claudia Roth.

Göring-Eckardt ist in den letzten Jahren mehr auf Kirchen- denn auf Parteitagern herumgerutscht. Nachdem sie zuvor in Berlin Hartz IV mit durchgesetzt hatte.

Heute bereut Schwester Katrin die unsozialen Sünden der Vergangenheit. Ein bisschen. Deshalb muss für die neue grüne Spitzenkandidatin die Gesellschaft neu wieder etwas wärmer werden. Und dies geht am besten mit religiösem Nachpudern, was selbst bei den Grünen verdammt gut ankommt.

In den einstigen Stammländern der CVP sorgt Abt Martin Werlen für Aufregung. Der Gottesmann sieht nicht ein, warum es neben dem leicht depressiven Walliser Kardinal Schwery in Zukunft nicht auch eine toughe Walliser Kardinälin geben soll. Priesterinnen und Priester müssten heiraten dürfen. Und die allein selig machende Kirche müsse sich ihrer Vergangenheit in Sachen sexueller Missbrauch von Kindern stellen.

Die fortschrittlichen Katholiken schöpfen wieder einmal Hoffnung. Die reaktionären Katholiken regen sich auf. Viel Besseres kann

der in Indifferenz versinkenden katholischen Kirche nicht widerfahren.

Der Zuger Nationalrat Gerhard Pfister will neuer CVP-Präsident werden. Pfister hasst Martin Werlen wie die Pest, weil dieser sich in die Politik einmischt. Und mehr Menschlichkeit und soziale Gerechtigkeit einfordert. Mit Rücksicht auf Pfister schweigen bisher alle CVP-Politiker der Deutschschweiz.

Die CVP müsste stattdessen Abt Werlen ermuntern, seine Thesen an die Eingangstüre der Wallfahrtskirche von Einsiedeln zu nageln. Wie weiland Martin Luther. Denn keine Partei in der Schweiz hat eine Katrin Göring-Eckardt in ihren Reihen. Und schon gar nicht einen Abt Martin Werlen in der Hinterhand.

Selbst Gerhard Pfister müsste über seinen Schatten springen und Abt Martin Werlen in seinem absehbar aussichtslosen Kampf gegen den unerbittlich kalten Papst Ratzinger beistehen. Dies käme auch bei den meisten Protestanten und Atheisten in der Schweiz mehr als gut an. Und wäre somit Gratis-Schmierseife für die in der rechten politischen Mitte längst überfällige Fusion von CVP und BDP. Neuer Sonderbund statt immer noch nachwirkender Sonderbundskrieg.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz. Peter Bodenmanns «Erinnerungen an eine untergehende Partei» jetzt auf www.weltwoche.ch

Wachsen Sie ins Anlegen hinein. UBS Anlageplan.

**Jetzt den UBS Anlageplan abschliessen
und von 2% Zins profitieren.**
Erfahren Sie mehr unter 0800 868 402 oder
www.ubs.com/anlageplan



Anlagen sind unser Handwerk seit 1862.

Vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 2012 kommen Sie in den Genuss eines besonders attraktiven Anlageangebotes. Zahlen Sie einen Anlagebetrag von mindestens 10 000 Franken bzw. Euro in den UBS Anlageplan ein und investieren Sie so über 24 Monate eine gleichbleibende Summe in den von Ihnen ausgewählten UBS Anlagefonds. Nebst dem Spezialzins von 2% auf der noch nicht investierten Einlage partizipieren Sie an der Entwicklung der Finanzmärkte. Sie haben so die Chance, von langfristig höheren Erträgen zu profitieren. Wir beraten Sie gerne.

Best Bank in
Switzerland



Wir werden nicht ruhen



Schenken Sie Freude & Genuss!

Die Überraschung für Ihre Freunde und Liebsten

Europas Weinmagazin VINUM als Geschenk-Abo kommt an. Immer und immer wieder. Überraschen Sie jetzt Ihre Freunde und Liebsten mit einem der stilvollen VINUM-Geschenkpakete samt persönlicher Grusskarte und Lesegenuss während eines Jahres. Mit insgesamt zehn gehaltvollen Magazin-Ausgaben.



- **VINUM-Jahresabo** (10 Ausgaben)
Inkl. aller Sonderbeilagen wie Champagner, Bordeaux Primeurs u.v.m.
- **Attraktives VINUM-Geschenkpaket**
- **Grusskarte in Ihrem Namen**
- **Inklusive Versand**
Direkt an Beschenkte oder an Ihre Adresse für eine persönliche Übergabe des Geschenkpakets

Jedes Geschenk-paket für nur CHF **129.-** statt CHF ~~259.-~~
(inkl. MwSt und Versand)



Geschenkpaket Nr. 1

Bouquet

- VINUM-Jahresabo
- Zwiesel Kristallglas-Dekanter mit Anti-Tropf-Effekt
- zwei italienische Jahrgangs-Rotweine (75cl-Flaschen)



Geschenkpaket Nr. 2

Expert

- VINUM-Jahresabo
- Le Nez du Vin (Geruchssinn-Training mit zwölf Rotweinaromen)
- professionelles Taschen-Lexikon mit über 900 Begriffen rund um den Wein



Geschenkpaket Nr. 3

Rendez-vous

- VINUM-Jahresabo
- Champagne Louis Roederer Brut Premier (75cl-Flasche)
- zwei edle Flûtes

JA, ICH BESTELLE (Gewünschtes bitte ankreuzen)

- VINUM JAHRESABO-GESCHENKPAKET Nr. 1 «Bouquet» für nur CHF 129.-
 VINUM JAHRESABO-GESCHENKPAKET Nr. 2 «Expert» für nur CHF 129.-
 VINUM JAHRESABO-GESCHENKPAKET Nr. 3 «Rendez-vous» für nur CHF 129.-

RECHNUNGSADRESSE:

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

LIEFERADRESSE:

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____



Bestellung unter www.vinum.ch/geschenkpaket

Coupon einsenden an:
Intervinum AG
Thurgauerstrasse 66
8050 Zürich
oder per:
Fax 041 349 17 18
E-Mail vinum@edp.ch
Telefon 041 349 17 69

Das Leben der Plastikenten

Von Kurt W. Zimmermann — Die Wirtschaftspresse hat sich gewandelt wie kaum eine andere Mediengattung. Francine Jordi weiss das.

Im Jahr 2000 verkaufte Gerhard Isler seine *Finanz und Wirtschaft* an den Medienkonzern Tamedia. Er hatte die Zeitung, die zweimal pro Woche erscheint, von seinem Vater geerbt.

Tamedia bezahlte Isler die aus heutiger Sicht horrende Summe von sechzig Millionen Franken. Auch die NZZ-Gruppe hätte die *FuW* gerne übernommen und bot mit.

Heute ist man bei der NZZ noch so froh, dass man das Wirtschaftsblatt damals nicht bekommen hat. Die aktuelle Situation der *FuW* ist für Tamedia-Präsident Pietro Supino «unbefriedigend». In der Wortwahl von Verlegern heisst unbefriedigend miserabel.

Medienmärkte ändern sich permanent, das ist nichts Neues. Es gibt schrumpfende Märkte, wie jener der bezahlten Tageszeitungen. Es gibt expandierende Märkte, wie jener am Sonntag. Es gibt stabile Märkte beim Radio-konsum.

Selbst in diesem volatilen Umfeld ist die Wirtschaftspresse ein Sonderfall. Es gibt kaum eine andere Mediengattung, die in den letzten zwölf Jahren derart extreme Höhen und Tiefen durchlief.

Zur Illustration hüpfen wir nochmals kurz ins Jahr 2000 zurück. Es war die Zeit, als jede Apothekerin und jeder Abwart Aktien kaufte. Sie kauften Tech-Titel und Derivate. Der Kauf- und Verkauf sollte später als Internet-Blase in die Geschichte der Finanzmärkte eingehen.

Die *Finanz und Wirtschaft* schwamm wie eine Plastikente zuoberst auf diesem Börsenstrom. Jede Woche gewann das Blatt 150 neue Abonnenten. Die Auflage sprang auf 55 000 Exemplare. Heute ist es noch die Hälfte davon.

Es war das Schlaraffenland. Die Wirtschaftszeitung *Cash* verkaufte gar 72 000 Exemplare – es gibt sie nicht mehr. Das Magazin *Bilanz* hatte eine Auflage von gegen 60 000 – heute sind es noch 37 000. Die *Handelszeitung* verdiente Geld wie Heu – und wurde vom deutschen Axel-Springer-Verlag zu einem horrenden Preis gekauft.

Dann war der Börsenboom vorbei. Die Apothekerin und der Abwart kauften keine Aktien mehr, sie kauften nun Appartements. Die Wirtschaftsblätter waren keine Selbstläufer mehr. Die Redaktionen mussten überlegen, wie sie sich im veränderten Marktumfeld positionierten. Dazu eine kurze Bestandsaufnahme der heutigen *Big Three*.

Die *Finanz und Wirtschaft* ist nüchtern. Unter ihrem Chef Mark Dittli ist sie ein klassisches Anlegerblatt geblieben. Substanziell gemacht.



Horrende Summe: Tamedia-Präsident Supino.

Wenn ich mich für die Eigenkapitalrenditeziele des Glencore-CEO interessiere, gibt es nicht viel Besseres. Die Frage ist bloss, ob ich mich für die Eigenkapitalrendite von Glencore interessiere.

Die *Bilanz* ist elegant. Unter ihrem Chef Dirk Schütz liefert sie gutrecherchierten, profunden, aber auch unterhaltenden Lesestoff aus Chefetagen und Hinterzimmern. Professionell gemacht. Ich schreibe gelegentlich auch eine Kolumne für die *Bilanz* – das allein schon beweist den guten Geschmack der Redaktion.

Die *Handelszeitung* ist pointiert. Unter ihrem Chef Beat Balzli ist sie eine Art Poltergeist der Wirtschaftsszene. Engagiert gemacht. Gern legt sie sich mit der Elite an, etwa mit UBS-Chef Sergio Ermotti. Wäre man etwas böse, würde man sie als *Manager-Glückspost* bezeichnen. Aber man ist ja nicht böse.

Bei allen drei Blättern, in unterschiedlicher Intensität, zeigt sich der generelle Wandel des Wirtschaftsjournalismus seit dem Jahr 2000. Sachfragen rückten in den Hintergrund. Personenfragen wurden wichtig. Nüchterne Wirtschaftsnews haben beim Publikum nur noch wenig Resonanz. Wirtschaftsblätter sind eine Art People-Magazine geworden.

Francine Jordi, Urs Rohner, Roger Federer, Severin Schwan, Melanie Winiger, Carsten Schloter. Der Unterschied ist nicht mehr allzu gross.

2,4 Mio. Franken für Konsumentenfragen

Von Alex Reichmuth

Der Ärger beim Gewerbe über die Website Preisbarometer.ch ist gross. Das vor kurzem aufgeschaltete Angebot von Konsumentenorganisationen bietet Preisvergleiche, bei denen Schweizer Detaillisten im Vergleich zu solchen des grenznahen Auslands meist schlecht abschneiden (*Weltwoche* Nr. 45/12). Erzürnt hat die Gewerbetreibenden vor allem, dass der Bund die Website mitfinanziert. «Förderung des Einkaufstourismus über die Grenzen» und damit «Sabotage an der eigenen Wirtschaft», lautet der Vorwurf.



Die staatliche Unterstützung von Preisbarometer.ch fliesst über das Eidgenössische Büro für Konsumentenfragen (BFK). Laut Beschreibung handelt es sich dabei um «das Kompetenzzentrum des Bundes für die Belange der Konsumentinnen und Konsumenten im Rahmen der allgemeinen Wirtschaftspolitik», das sich an «Ausarbeitung und Umsetzung der Gesetze und Verordnungen» beteilige und «den aufbauenden Dialog mit den Behörden und den Partnern im Konsumbereich» suche.

Zu den Aufgaben des Büros gehören laut Auskunft von BFK-Chef Jean-Marc Vögele die Überwachung der Produktesicherheit, die Publikation von jährlich etwa dreissig Produkte-Rückrufen oder die Weiterleitung staatlicher Zuschüsse an die Konsumentenorganisationen. Auch führt das BFK das Sekretariat der Eidgenössischen Kommission für Konsumentenfragen – eine weitere Bundesinstitution für Kundenbedürfnisse. Zudem veröffentlicht das BFK alle paar Monate *Newsflash*, in dem auf engbedruckten Seiten Informationen aus der Konsumwelt verbreitet werden. Im neusten verfügbaren *Newsflash* (April–Juni 2012) schreibt Vögele über die angeblichen Risiken der Nanotechnologie. Es sei wichtig, dass «ein Dialog entsteht und entsprechende Informationen ausgetauscht werden, damit diese Technologie ihr Potenzial in aller Sicherheit entfalten kann», so der BFK-Leiter.

Die Arbeit des Büros scheint kaum jemanden zu interessieren. In den Zeitungen wird das BFK fast nur im Zusammenhang mit wiedergegebenen Produkte-Rückrufen erwähnt, wie ein Blick in die Schweizer Mediendatenbank zeigt. Sein Jahresbudget beläuft sich aber auf 2 425 400 Franken – etwas viel für behördlichen Leerlauf.

Leserbriefe

«Ein Neuanfang ist nur mit einer neuen Generation von Frauen und Männern möglich.» *Ralph Studer*



«Frauen, erhebt euch»: Weltwoche-Titelbild.

Verbitterung der Altfeministinnen

Nr. 46 – «Die interessantesten Frauen der Welt, ausgewählt von den interessantesten Frauen der Schweiz»

Alice Schwarzer hat sich während Jahrzehnten für die Frauen engagiert. Wenn sie nicht gewesen wäre, dann stünden die Frauen sicherlich nicht dort, wo sie heute stehen. Doch trotz allem: Welche Rolle und Funktion hat Alice Schwarzer heute? Ist sie tatsächlich die Freiheits- und Heilsbringerin, die zum Wohle unserer Gesellschaft beiträgt? Schwarzer predigt seit Jahrzehnten den Geschlechterkampf: Frauen, erhebt euch, ihr werdet unterdrückt und ausgenutzt in Ehe und Familie. Kinder sind tabu bzw. nur Kletten. Bedauern über die vielen gescheiterten Ehen und Familien kennt Schwarzer nicht. Bringt uns dies wirklich weiter? Ganz im Gegenteil. Ein Neuanfang ist nur mit einer neuen Generation von Frauen und Männern möglich, die sich vom Hass und von der Verbitterung der Altfeministinnen lösen und sich statt für Krieg für Frieden, Dialog und Gemeinsamkeit unter den Geschlechtern einsetzen und dies auch leben. *Ralph Studer, Oberriet*

Ziel der persönlichen Vorteilnahme

Nr. 46 – «Tschäppät forever»; Nick Lüthi über den Berner Stadtpräsidenten

Das «Phänomenale» an Herrn Tschäppät ist, dass er als Politiker das anbietet, was die Mehrheit möchte, was dazu führt, dass er an Popu-

larität gewinnt und gewählt wird. Anders ausgedrückt, versucht er als Politiker durch die Nähe zum Volk den Weg ausfindig zu machen, den die Mehrheit geht. Dann stellt er sich vor die Menge hin und sagt: «Folgt mir!» Ich habe den Eindruck, dass die Taktik des Verblendens des Bürgers der Stadt Bern einmal mehr abträglich sein wird, auch und gerade aus finanzieller Sicht. Die SP und insbesondere Herr Tschäppät verkörpern nicht mehr das soziale Füreinander-Einstehen, sondern vielmehr das Ziel der persönlichen Vorteilnahme auf Kosten der Bürger.

Bernd Kauke, Burgdorf

Öffentlicher Aufschrei

Nr. 46 – «Das eidg. dress. Kind»; Urs Paul Engeler über Staatskinder

Wir hatten die Praxis des Verdingens von Kindern, womit Waisen, Scheidungskindern und solchen aus sogenannt schlechtem Milieu die Kindheit verdorben wurde. Wir hatten die «Kinder der Landstrasse», die Aktion, die vor allem den Kindern von Fahrenden die Kindheit raubte. Wenn sie gestorben oder greis waren, erinnerte man sich ihrer mit öffentlichem Aufschrei, dem die Entschuldigung durch eine Vertretung der Landesregierung folgte. Die Rehabilitierung von Verdingkindern ist noch im Gange, derweil die private Kindheit endgültig zu Grabe getragen werden soll. Und vielleicht werden die betroffenen Kinder eine oder zwei Generatio-

nen später wieder Journalisten mobilisieren, welche dem Schweizer Stimmvolk das ihnen angetane Elend vor Augen führen sollen. – «Die Idealkonstellation der pädagogischen Expertokratie besteht darin, dass die 40-jährige Mutter sich von der 20-jährigen Erziehungsberaterin sagen lässt, wie sie ihr fünftes Kind erziehen soll», ist der Streitschrift von Alt-Bundessozialminister Norbert Blüm zur Lage in Deutschland zu entnehmen.

Hans Christian Müller, Zürich

Ungewürzter Journalismus

Nr. 46 – «Wie anno 1870»; «Medien»-Kolumne von Kurt W. Zimmermann

Der Autor kritisiert die Meinungsbildung der Medien und fordert die prononcierte, aber ausdiskutierte Meinungsäusserung der Medien. Das mag für das 20. Jahrhundert eine gute Strategie gewesen sein, ist für den modernen Leser aber beleidigend. Wünschenswert wäre doch ein faktenorientierter, ungewürzter Journalismus. Die Meinung des Journalisten könnte noch immer mit nachstehenden Beiträgen ergänzt werden. Schliesslich müssen ja Journalisten nicht wie Politiker mit emotionalisierten Wahrheiten (siehe z. B. diametrale Ansichten, gegenteilige Fakten in der SF-«Arena») um Wähler buhlen. Ich als emanzipierter Leser habe es satt, von allen ihre Meinung serviert zu bekommen, diese bilde ich mir lieber selber. *Alex Bürge, Altendorf*

Weniger Rüstung

Nr. 46 – «Blattschuss statt Blattmann»; Kolumne von Peter Bodenmann

Der Autor schreibt, SP-Nationalrätin Chantal Galladé fordere mehr Geld für die Armee und sie sei eine «sozialdemokratische Kriegsgurglerin». Ich habe Galladé vor langer Zeit kennengelernt, als sie eine Lehre bei der Stadtverwaltung Winterthur machte. Ich habe ihren politischen Werdegang verfolgt und weiss deshalb, dass Galladé sich von jeher für weniger Rüstungsausgaben einsetzt. Die Äusserung, auf die sich Bodenmann bezieht, hat Galladé als Präsidentin der Sicherheitspolitischen Kommission gemacht. Die Präsidentin muss die Meinung der Mehrheit bekanntgeben und nicht die ihrige. Galladé hat also nichts anderes gemacht als das, was alle Präsidentinnen und Präsidenten von parlamentarischen Kommissionen zuweilen müssen: Sie hat gemäss dem Kollegialitätsprinzip sich selbst zurückgehalten und ordnungsgemäss dargelegt, was die Mehrheit ihrer Kommission (gegen ihre Stimme) entschieden hat. Herr Bodenmann weiss das haargenau, denn er war ja selbst lange im Parlament. Dass er seine Parteikollegin nun bewusst dafür verantwortlich macht, ist stossend. *Irène Privé-Rickli, Solothurn*

Absurdeste Steuer fehlt

Nr. 46 – «Die Schweiz ist kein Steuerparadies»; Florian Schwab über ein Vorurteil

Dieser Artikel ist keine Übertreibung, sondern eher noch Schönfärberei. Die absurdeste Steuer ist gar nicht erwähnt, nämlich die Einkommenssteuer auf ein fiktives Einkommen, falls man eine Wohnung besitzt statt mietet. Der Eigenmietwert wird noch regelmässig erhöht, so dass man für die eigene abbezahlte Wohnung immer mehr fiktives Einkommen versteuern muss. Die AHV von Pensionären wird auch schon als Einkommen versteuert, der Rest schwindet durch die Versteuerung des fiktiven Einkommens. Ferner wird Ersparnis nicht nur vier Mal versteuert, sondern zehn oder zwanzig Mal, jedenfalls jedes Jahr, solange man das Ersparnis nicht verbraucht oder bis es eben durch die Vermögenssteuer konfisziert ist. Schulden und Schuldzinsen aber können in beliebiger Höhe abgezogen werden. Das Steuerparadies Schweiz ist ersparnisfeindlich und schuldenfreundlich.

Bernhard Schworer, Stadel

Perfekter Schnitt

Nr. 46 – «Die Limousine vor der Tür»; «Namen» von Hildegard Schwaninger

Wenn ein Coiffeur zu mir sagen würde: «Ich bin immer auf der Suche nach dem perfekten Schnitt», so liesse ich die Haare sicher nicht bei ihm schneiden. Patrick Dörrer, Menznau

Präzisierung

In der «Personenkontrolle» (Nr. 46/12) über Roger Schawinski entstand irrtümlich der Eindruck, er habe Philippe Gaydoul und Thomas Matter als Financiers des Eishockey-Klubs Kloten Flyers in einer Kolumne als «Geldsäcke» bezeichnet. Schawinski hat diesen Ausdruck aber nicht wörtlich gebraucht.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als junger Chef einer verdienten, älteren Mitarbeiterin das Du anbieten?

Martin Baumgartner, Reinach

Die Frage, wer zuerst das Du anbietet, hat sich Ihre Kollegin wahrscheinlich auch schon gestellt. Nehmen wir es nämlich genau, wäre es an ihr, den ersten Schritt auf Sie zuzumachen. Da Sie aber ihr Chef sind, ist es verständlich, dass sich Ihre Mitarbeiterin zurückhält. Deshalb geht das sehr in Ordnung, wenn Sie in die Offensive gehen. Besteht die Gefahr, dass Sie ihr zu nahe treten könnten, seien Sie charmant. Sagen Sie ihr, Sie würden gerne die Gelegenheit nutzen und ihr das Du anbieten – auch wenn Sie ein, zwei Jahre jünger seien als sie. Über das kleine Kompliment zwischen den Zeilen wird sie sich sicher freuen.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

DAVOS®
KLOSTERS



Davos Klosters Skipass geschenkt

Entfliehen Sie dem grauen Nebel im Unterland und geniessen Sie die Vorsaison in Davos Klosters an der Sonne mit unserem «Skipass geschenkt» – Angebot. Ein ungewöhnliches Angebot zum Auftakt der Wintersaison. Mit «Skipass geschenkt» erhalten die Gäste in der Vorsaison für jede Übernachtung in einem der über 50 Partnerhotels und einzelnen Ferienwohnungsagenturen den Skipass der Davos Klosters Mountains geschenkt dazu. Diese einmalige Aktion gilt vom 16. November bis 23. Dezember 2012 und geht ganz einfach:

Sie buchen eine Übernachtung in einem der über 50 Partnerhotels oder in den 2 Ferienwohnungsagenturen in Davos oder Klosters und erhalten pro Nacht den Skipass für die Skigebiete Jakobshorn (ab 16.11.12) und Parsenn (ab 23.11.12) geschenkt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.davos.ch/skipassgeschenkt.

Das Jakobshorn auch bekannt als Funmountain mit dem Jatzpark und seinen Après-Skibars zieht vor allem Freeskier und Snowboarder an. Als Gegensatz das klassische und grösste Skigebiet Parsenn begeistert mit langen Abfahrten, breiten Pisten und traumhaften Sonnenterrassen. Die kleineren, sonnigen Skigebiete mit Kinderland wie Madrisa und Pischas sind hervorragend für Familien geeignet, und mit der Schatzalp hat Davos Klosters das erste entschleunigte Skigebiet der Schweiz.

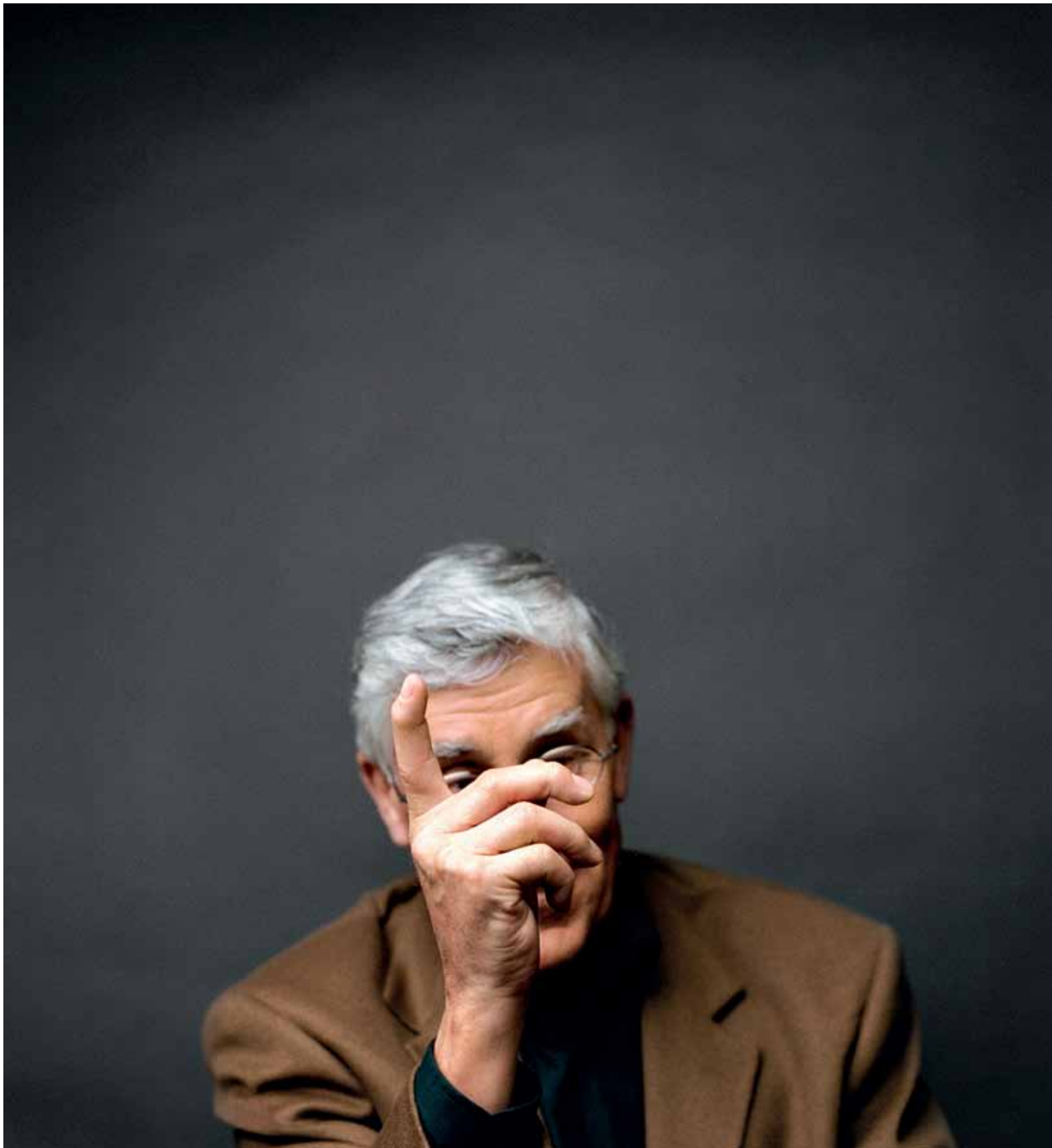


Destination Davos Klosters
Telefon 081 415 21 21
info@davos.ch
www.davos.ch
www.klosters.ch

Zeitgeists schönes Echo

Keiner verkauft den geneigten Milieus derart parteiliche Politik als «Literaturwissenschaft» wie der elastische Germanist Peter von Matt, nun der Poeta laureatus helveticus.

Von Urs Paul Engeler



Dichter des Jahres: Buchpreisträger von Matt.

Was wurden da Nasen gerümpft, als am 11. November Prof. Peter von Matt zum Träger des Schweizer Buchpreises 2012 ausgerufen, zum helvetischen Dichturfürsten der Gegenwart erklärt und mit 30 000 Franken honoriert wurde: zu alt (75,5 Jahre), eher un kreativ (nur Essays), zu verstaubt (zwischen frischen Buchdeckeln recyceltes Altpapier). Ist alles richtig, ist alles falsch!

Ein Preisträger muss die Wünsche des Preisgerichts tragen können. Die Juroren selbst haben den Erwartungen des Sponsors des Geldpreises zu gefallen; dieser ist im Kern immer ein Investor in Eigenruhm. Der ehemalige Zürcher Literaturprofessor gibt für solche Veranstaltungen den idealen Protagonisten. Er ist in den einschlägigen Kreisen problemlos verkäuflich.

In der Jury sitzen Journalist/-innen des Staatsradios, des *Tages-Anzeigers*, der *NZZ am Sonntag* und ein beamteter Literatur- und Kulturwissenschaftler. Als Geldgeber wurde ein ehrgeiziger Mann namens Jobst Wagner gewonnen, der mit seinem Bruder Dr. Veit Wagner die global aktive deutsche Chemiefirma Rehau AG («Unlimited Polymer Solutions») mit Sitz in Muri bei Bern führt, im Stiftungsrat und im Förderkreis von Avenir Suisse sitzt, Kunst und Kunstbetriebe subventioniert, im selbstkreierten «Le Salon» mit ausgesuchten Mitmenschen und exzellenten

Er ist der Chefideologe, der aus dem unendlichen Meer der Literatur die geeigneten Materialien fischt.

Experten auf höchstem Niveau Kunst diskutiert und sich gerne an die Spitze eines ebenfalls selbst angedachten «Strategierats 21» stellen würde, der die an sich bewährte Schweiz ganz neu erfinden sollte: «Engagierte Schweizer Bürger, vereinigt euch! Das Land braucht eine Strategie. Ein Vorschlag.»

Die «kritischen» Journalisten in solid entlohnter Stellung und die steinreichen Erben, die sich durch Scheinoriginalität sozial unangreifbar machen wollen, das sind die Leute, die Peter von Matt mögen. Sie bilden, was die publizierte Lebensanschauung betrifft, die herrschende Mehrheit im Lande, halten sich selbst aber für ausserordentlich nonkonformistisch, rebellisch und mehr wissend. Und von Matt bestätigt ihnen, von Essay zu Essay, von Rede zu Rede, dass sie (und er) recht haben und allesamt schrecklich eigenwillig sind.

Es ist keine Übertreibung: Der aktive Rentner, der so freundlich und gewinnend auftreten kann, ist der Mann mit dem grössten Einfluss auf das buntscheckige Mitte-links-Gemenge, das sich auch politisch durchgesetzt hat. Er ist der führende Intellektuelle, der Chefideologe, der aus dem unendlichen Meer der Literatur die geeigneten Materialien fischt, um sie zu populären Parolen gegen den dummen Glauben an

die Souveränität des kleinen Landes, für die Berechtigung grüner Fortschrittsskepsis oder – in offensichtlicher Unkenntnis der Fakten – zur Beschönigung der Gaunereien des Spekulanten Dr. Philipp Hildebrand zu puzzeln. Der listige Interpret kann alles.

Seinen Aufstieg verdankt der Nidwaldner Emil Staiger, dem Papst der Germanisten in der Nachkriegszeit, dessen Vorlesungen, die «Elf-Uhr-Messe» genannt, von der heillos überfüllten Aula der Uni Zürich in andere Hörsäle übertragen werden mussten. Staiger, an dessen Lippen Europas Ästheten hingen, hatte die von Nationalsozialismus und literarischer Deutschtümelei korrumpierte Zunft neu etabliert, indem er sich auf einen Kanon zeitlos klassischer Werke konzentrierte und das Werk als Werk würdigte, herausgelöst aus den sozialen und politischen Bedingungen seiner Entstehung oder Wirkung. Es gelte, predigte er, nur «das Wort des Dichters, das Wort um seiner selbst willen, nichts, was irgendwo dahinter, darüber oder darunter liegt». In dieser Denkschule stieg von Matt bis Mitte der sechziger Jahre auf, vom begabten Studenten zum treuen Assistenten des Meisters.

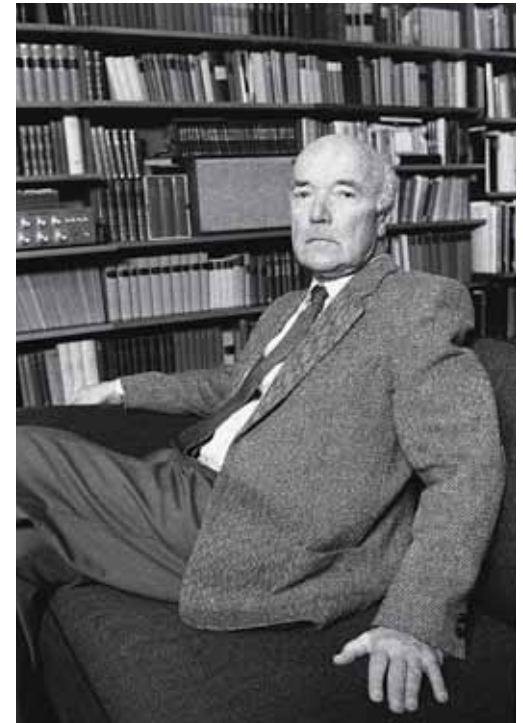
Staigers Stern begann zu sinken, als er sich 1966 – als Träger des Literaturpreises der Stadt Zürich – mit den Vertretern der aktuellen Schweizer Literatur anlegte. Er warf ihnen vor, ihre Themen und Figuren («Zuhälter, Dirnen und Säufer») aus der «Kloake» zu schöpfen. Die Rede wurde zum Eklat. Angeführt von Max Frisch in der *Weltwoche*, brachen die der niederen Gesinnung Bezichtigten den Zürcher Literaturstreit vom Zaun, bis heute die intensivste Debatte über die Rolle der Literatur in der Gesellschaft: edler Gesittung verpflichteter Klassizismus versus politisch motivierten Realismus.

Wo stand von Matt in diesem ebenso erbitterten wie erhellenden Disput? Nirgends. Eingeklemmt zwischen Ziehvater und der Einsicht, dass dieser auf verlorenem Posten kämpfte, schwieg der schlaue Schüler, der eben seine staigersche Dissertation («Der Grundriss von Grillparzers Bühnenkunst») abgeliefert hatte: «Neben den veröffentlichten Werken Emil Staigers waren vor allem dessen Vorlesungen und Seminarien von bestimmendem Einfluss.» Wer Ende der fünfziger Jahre vom stockkatholischen Stans und örtlichen Kapuzinerkollegium St. Fidelis ins zwinglianische Zürich kam, um dort Karriere zu machen, musste sich früh und gründlich anpassen, an Staiger und eilig, eilig an die Zeit danach.

Der Geschmeidige rettete sich in einen Nebengang. Sein Fluchtpunkt aus der Kontroverse hiess Psychologie. Fortan interpretierte er Gedichte, Dramen und Romane zeitgeistig psychoanalytisch. Während Staiger vor schwindendem Publikum in der Aula seine letzten Hochämter zelebrierte, veranstaltete sein ehrgeiziger Erbe – mehr als eine Anekdote

– in einem Nebenraum ein Seminar zum literarischen Typus des «Vatermörders».

In des Aufsteigers Habilitationsschrift über E. T. A. Hoffmanns Erzählkunst (1971) brachte Staiger es nur noch auf zwei mickrige Fussnoten. Später taucht der Name ganz ab. Von Matts Trick der «Literaturwissenschaft als Psychoanalyse» – aus dem methodischen Gerede



Ziehvater: Germanist Staiger, 1983.

vom Katheder wurde ein ungeniessbares Buch – schützte ihn auch vor den radikalen neuen Linken, die sich der Universitäten bemächtigten, den Index gefährlicher reaktionärer Schriftsteller erliessen und (andere) unpolitische Professoren boykottierten, wegdrängten. Die Herzen flogen ihm zu.

«Kein Rechter, kein verstaubter Klassiker»

Die kritische Fachschaft Germanistik, die von allen Dozenten den Blick auf die gesellschaftliche und politische Dimension der Literaturproduktion und -rezeption einforderte, liess von Matt erstaunlicherweise unbehelligt, obwohl dieser mit seinem psychologisierenden Ansatz solchen Ansprüchen überhaupt nicht genügte. Selbst die marxistischen Lehrstücke des Bertolt Brecht interpretierte er allein mit Psycho-Kategorien («Kälteschock» anlässlich des Verlassens des Mutterleibs). «Linke wie ich haben ihn zu jener Zeit ignoriert», sagt Publizist Stefan Howald, damals Mitglied des Fachschaftsvorstands, «er hatte sich in eine neutrale Nische geschoben. Er war kein Rechter, kein verstaubter Klassiker, einer, der mit Geschick neue Ansätze einbrachte.»

Um ein öffentliches Echo zu vernehmen und Preise zu erhaschen, kommen die Literaten vom Poetischen stets aufs Politische. Befugt, solche Anerkennung auszusprechen, sind die

Beziehungen

Das Netzwerkgenie

An allen wichtigen Stellen des Schweizer Literaturbetriebs sitzen Peter von Matts Schüler und Vertraute.

Perfekt vernetzter Preisträger (Auszug)

BUCHPREIS-JURY

Christine Lötscher - Literaturkritikerin
Lizentiatsarbeit bei PVM, Doktorarbeit begonnen

Thomas Strässle - Germanist
Hat bei PVM studiert

Andreas Isenschmid - Literaturred. NZZ a. S.
Mit PVM zweimal in der Jury des Bachmann-Preises

PETER VON MATT / BEATRICE VON MATT

NZZ UND NZZ AM SONNTAG

Martin Meyer Feuilletonchef
Ehemaliger Arbeitskollege von PVMs Ehefrau

Roman Bucheli - Literaturredaktor
Schüler von PVM

Manfred Papst - Ressortleiter NZZ a. Sonntag
Schon lange mit PVM verbunden, hielt eine Laudatio

WEITERE MEDIEN

Marcel Reich-Ranicki - Kritikerlegende
Hat mit PVM ein Interviewbuch veröffentlicht

Gunhild Kübler - ehemals Literaturclub
Hat bei PVM promoviert

Julian Schütt - Journalist, Max Frisch-Biograf
Hat bei PVM promoviert

Hardy Ruoss - eh. Literaturclub, DRS2
Kennt PVM seit Assistenzzeit Universität Zürich

Dass in einem kleinen Milieu wie der Literaturszene alle einander kennen, ist unvermeidlich. Über ein derart enges Netzwerk wie Peter von Matt verfügt allerdings niemand: In fast jeder Kulturredaktion der Schweiz und fast jeder Literaturjury sitzen Vertraute von ihm. Der Doyen der Schweizer Literatur gilt als Meister im Lobbyieren in eigener Sache, der alles daransetzt, Konflikte zu vermeiden, die ihm dereinst schaden könnten.

Wie sieht sein Netzwerk aus? Beginnen wir mit der Jury des Schweizer Buchpreises, die von Matt ausgezeichnet hat. Mit mindestens drei der fünf Juroren ist er mehr oder weniger eng verbandelt: Literaturkritikerin **Christine Lötscher** hat bei ihm die Lizentiatsarbeit geschrieben und eine Doktorarbeit begonnen; Germanist **Thomas Strässle** hat bei ihm studiert; *NZZ am Sonntag*-Literaturredaktor **Andreas Isenschmid** sass zwei Mal mit ihm in der Jury des Bachmann-Preises, die beiden sind per du. Ein viertes Jurymitglied, DRS-2-Redaktor **Hans Ulrich Probst**, ist seit Jahrzehnten ein enger Begleiter von Matts, er beteuert jedoch, die Beziehung beschränke sich auf «professionelle Kontakte».

Von Matts Verflechtung mit der NZZ ist besonders ausgeprägt. Ehefrau **Beatrice von Matt** war zehn Jahre lang Literatur-

redaktorin an der Falkenstrasse, entsprechend intensiv ist der Austausch mit NZZ-Feuilletonchef **Martin Meyer**. Der NZZ-Literaturverantwortliche **Roman Bucheli** ist ein Schüler von Matts, ebenso der Feuilletonredaktor **Andreas Breitenstein**. Bei der *NZZ am Sonntag* pflegt neben Isenschmid der Ressortleiter **Manfred Papst** den Kontakt zu von Matt, er schätze ihn «fachlich und menschlich seit vielen Jahren ausserordentlich», sagt er. Papst hielt die Laudatio für Beatrice von Matt, als sie 2010 die Bodmer-Medaille erhielt.

Gunhild Kübler, langjährige Literaturkritikerin und einstiges Mitglied beim SF-«Literaturclub», hat bei von Matt promoviert, ebenso der Journalist und Frisch-Biograf **Julian Schütt**. Der ehemalige DRS-2-Literaturredaktor und Kritiker im «Literaturclub», **Hardy Ruoss**, kannte von Matt schon, als dieser noch Assistent an der Uni Zürich war. Er habe «viele wunderbare Sendungen» mit ihm gemacht, sonst seien sie nicht befreundet gewesen. «Literaturclub»-Moderator **Stefan Zweifel** gehört zu den wenigen Exponenten der Szene, die nur sehr lose mit von Matt verbunden sind.

«Bedeutendster Schriftsteller»

Kritische Auseinandersetzungen mit von Matts Werk sind in der Schweizer Medienlandschaft selten. Die Vergabe des Schweizer Buchpreises wurde zwar im *Tages-Anzeiger* negativ kommentiert – jedoch nicht von Literaturredaktor **Martin Ebel** oder einem anderen Kulturredaktor, sondern von Inlandreporter **Thomas Widmer**, quasi einem Aussenstehenden. Dies ist symptomatisch für den einhelligen Respekt des Literaturbetriebs vor dem bekannten Germanisten.

Wie das Geben und Nehmen in dieser Szene funktioniert, zeigt exemplarisch die Episode mit **Marcel Reich-Ranicki**: Von Matt veröffentlichte ein Interviewbuch mit ihm, im Gegenzug erhob die Kritikerlegende den Nidwaldner zum «bedeutendsten lebenden Schweizer Schriftsteller».

Der Einfluss Peter von Matts ist bis in die Redaktion der *Weltwoche* hinein spürbar: Bundeshausredaktor **Urs Paul Engeler** hat bei ihm studiert (allerdings nur in einem Nebenfach), der stellvertretende Chefredaktor **Philipp Gut** und die Literaturkritikerin **Pia Reinacher** haben ihre Doktorarbeit bei ihm geschrieben. *Rico Bandle*

justes milieu; dort muss ankommen, wer Ehre sucht. Dieser Strategie der schlanken Anpassung ans aktuell Gewünschte huldigt der Dichter des Jahres, auch wenn er von sich glaubt, unbequem und sperrig zu sein. «Ob ein Intellektueller etwas taugt», meinte von Matt einmal, «hängt im Grunde bloss davon



Der listige Interpret kann alles: Autor von Matt.

ab, ob er von Zeit zu Zeit etwas sagt, was sonst niemand sagt.» Dies ist in seinen prämierten und nie kritisierten Schriften nicht der Fall.

Aussicherer Distanz – seit Max Frischs «Wilhelm Tell für die Schule» (1971) waren gut fünfzehn Jahre vergangen, Friedrich Dürrenmatts böse Parabeln wurden auch bildungsbürgerlich brav beklatscht, und die Zertrümmerer der traditionellen Geschichtsschreibung («Mythen, Mythen, alles Mythen!») gaben längst den Takt vor für die politisch noch

Die EU sei das «Uhrwerk» der Moderne, «wo ein Rädchen sich nicht mitdrehen will».

brauchbare Historiografie – giesst seit den späten achtziger Jahren nun auch von Matt Wasser in den bereits breiten modischen Strom. Allerdings vorsichtig, formschön, mit der Attitüde des distanzierten Allesbesserwissers.

«Die Geschichte ist ein Rauschmittel. Sie gehört zu den grossen Drogen der Menschheit», beginnt seine «Zeitreise durch die literarische und politische Schweiz» (2001). Die Frage des verduztten Lesers ist weniger, was eine «grosse Droge» ist (eine gefährliche, eine illegale oder eine Magnumflasche?), sondern wie von Matt den Widerspruch umkurvt, selbst eine Geschichte der Schweiz zu schrei-

ben. Der Kniff ist etwas schäbig. Es gibt die Rauschgift-Geschichte und -Literatur: die nationale, nationalstaatliche, heroische, mythische, verdrängende, parareligiöse, dumpfe, überhöhende – literarisch zu finden sogar bei Gottfried Keller («Schweizerdegen»), politisch Gestalt geworden in der behördlich angeordneten «geistigen Landesverteidigung» der dreissiger und vierziger Jahre.

Wider die kollektive Besoffenheit

Gegen diese kollektive Besoffenheit helfe «rationale Arbeit», die von Matt, versteht sich von selbst, leistet. Daraus ergibt sich dann die nüchterne, die richtige Geschichte. Diese belegt, dass die Schweiz sich gar nicht selbst erfunden, gestaltet und entwickelt hat, sondern lediglich ein Produkt der rivalisierenden europäischen Mächte ist, die seit je an einer Art neutraler Pufferzone mit Alpenübergängen interessiert waren. Der Glaube an den eigenen Willen, an die eigene Leistung ist nichts als ein seit Jahrhunderten andauernder Zustand des Schwipses und die gegenwärtige Verunsicherung der Kater beim Erwachen.

Die historische Lichtgestalt, die der Inner-schweizer anbetet, rauschfrei, ausgestattet mit dem richtigen Bewusstsein und keineswegs parareligiös, versteht sich, ist Napoleon Bonaparte. «Die politische Moderne der Schweiz, die mit der Zeit *unter* [Hervorhebung durch die Redaktion] Napoleon begann, war von Anfang an ein gesamteuropäisches Ereignis.» Zweimal habe der Kriegsherr, dessen Truppen 1798 im Namen des Fortschritts (wie 200 Jahre später die USA den Irak) mordend und sengend die Schweiz «befreiten» und vier Jahre lang besetzten, dem verstockten, rückständigen Land von aussen das Heil gebracht: zuerst mit der vom autoritären Pariser Direktorium verfügenden, gleichmacherischen und zentralistischen helvetischen Verfassung, dann – als Korrektur dieses (nicht thematisierten) schrecklichen Fehlschlags – durch die Verfassung der Mediation, den eidgenössischen Befehlsempfängern 1802 diktiert in einer «grossartigen Ansprache».

Dass der Historiker Edgar Bonjour die Helvetik als «Verrat an der schweizerischen Staatsidee» geisselte, der «mit Kriegselend, materieller Not, staatlicher und kultureller Unfruchtbarkeit» bezahlt werden musste, dass die Helvetik nach vier Jahren im Chaos zusammenkrachte, dass Napoleon, Zehntausende opfernd, unterging, dass Frankreich die annektierte Westschweiz und auch den Simplon zurückgeben musste, dass auch die Mediation weggefegt wurde wie welches Herbstlaub, dass die Schweiz über Restauration und Regeneration einen eigenständigen Weg zum modernen Staat fand, all dies erwähnt von Matt nicht einmal am Rande. Jeder Hinweis auf Selbstbestimmung ist für ihn und seine Gemeinde gläubiger Vernünftiger eine «Fehlinschätzung».

Heikel wird's für den Star-Intellektuellen, der von Dübendorf aus die urbane Intelligenzija mit gern Gehörtem versorgt, wenn er seine Fortschrittlichkeit dort darlegen muss, wo diese bis heute als Schmerz empfunden wird: in seiner ländlich-berglerischen Heimat. Am 9. September 1798 brach Napoleons General Schauenburg den verzweifelten Widerstand der Nidwalderinnen und Nidwaldner gegen ihre «helvetische Befreiung» mit einem Massaker, das ihn heute vor ein internationales Kriegsgericht bringen würde. Das Gemetzel forderte rund vierhundert Tote, darunter über hundert Frauen und Kinder. Am 9. September 1998 kam dem Stanser von Matt die Aufgabe zu, in der Stanser Pfarrkirche die «Gedenkfeier des Kantons Nidwalden gegen die französischen Truppen» rhetorisch zum nachhallenden Ereignis zu machen.



Das Resultat ist als Musterstück der Feigheit vor Freunden nachzulesen. Über drei Viertel seiner Zeit nutzte der Heimkehrer, um seinen trauernden Landsleuten die Segnungen der brutalen Helvetik zu kündigen («ein politisches Gemeinwesen aus gleichberechtigten, selbstverantwortlichen, von Vernunft und Menschlichkeit geleiteten Mitgliedern», endlich «ein republikanischer Staat im modernen Sinne») und den Kriegshetzer Johann Heinrich Pestalozzi («Koste es zahllose unglückliche Landes-Einwohner – es muss syn») zu verstehen sowie dem Stanser Widerstand seinen Sinn abzuspüren («Wahrheit als Droge»). Um dann doch noch einige traurige Einzelschicksale aufzuzählen («erschossen in dieser Kirche auf dem Arm der Mutter», angekettet «mit dem Haus verbrannt»). Um dann sofort wieder zu relativieren («Doch was sind diese Namen gegenüber den Abertausenden, die damals auf den ... Schlachtfeldern gefallen sind?»).

Um dann sich rasch wieder vor den lokalen Toten zu verneigen («Schicksal der Einzelnen»). Um dann populistisch zu schliessen, dass dies den «Wirtschaftsstrategen» abhandengekommen sei.

Kein Pfarrer hätte die Volten heuchlerischer auf der Kanzel geben können.

Mit seiner Feier des napoleonischen Konzepts des neutralen Mittelpols Schweiz hat von Matt sich in ein weiteres logisches Problem geredet. Man könnte diese Rolle auf die Gegenwart beziehen und damit die Abwendung von der Europäischen Union legitimieren. Um dies zu verhindern, wechselt von Matt – ein Ausweg, den er immer ansteuert, wenn er eingeklemmt ist – einfach das Bild. Und plötzlich erscheint das Land nicht mehr als das europäisch willkommene Puffergebiet, sondern als das störende Element: In von-mattscher Diktion ist die EU das «Uhrwerk» der Moderne, «wo ein Rädchen sich nicht mitdrehen will». Was, spottet er, Anhänger der Präzisionsmechanik nachdenklich stimmen sollte. Der listige Interpret kann alles.

Die Fortsetzung, Essay für Essay, Rede für Rede, Interview für Interview, ist dann nur die Perpetuierung des Klischees von der engen, rückwärtsgewandten Schweiz, die töricht sich für etwas Besonderes hält und sich in die Alpenwelt zurückzieht, statt sich europäisch bis global befreien und entwickeln zu lassen. Von Matts Trennlinie verläuft, so banal wie in der Politik und in den Zeitungen, entlang der SVP.

Wiederum fliegen die Herzen ihm zu.

Wie nicken, lachen, jubeln und loben die progressiven Grossgeister und Neidschweizer, wenn ihnen der Bergler, der Städter werden wollte, offenbart, was sie immer wussten: dass das Land sich krankhaft lustvoll in den Bergen einigete («Klaustrophilie!»), dass die Banker das «Verhalten eines freilaufenden Geistesgestörten» zeigten und «infantile Denkbilder wie den Gold scheissenden Esel» pflegten, dass die Kritik an den Privatgeschäften und Lügen des Herrn Hildebrand einem «irrationalen Moralisieren» entspringe und dass (der wie weiland der Teufel namentlich nicht genannte) Christoph Blocher zu jenen gehöre, «die stadtnah und an bevorzugter Lage in angenehmen Villen leben», sich als «Bergler» ausgäben und «im Nadelstreifenanzug den politischen Wurzelsepp» spielten und «dafür von anderen synthetischen Berglern begeistert beklatscht» würden.

Aus solch politischen Stoffen, Wertungen und Wendungen (und nicht aus Romanversuchen und Lyrikexperimenten) wächst der wahre Dichterstern der Schweiz.

Peter von Matt: Das Kalb vor der Gotthardpost. Hanser, 367 S., Fr. 29.90



«Er wirkt intelligent – selbst dann, wenn er sich einen Revolver an die Schläfe hält»: John McAfee, aufgenommen am 6. November in Belize.

Psychosen und Badesalz

John McAfee machte mit seinem Programm gegen Computerviren ein Vermögen. Heute wird der Exzentriker im Zusammenhang mit Mord, Waffen und Drogen gesucht. *Von Charles Graeber*

Kaum jemand dürfte bezweifeln, dass der November für John McAfee ein aufregender, wenn auch anstrengender Monat ist. Der untergetauchte amerikanische Internet-Millionär, der in Belize wegen Waffenbesitzes, Drogen und im Zusammenhang mit einem Mordfall gesucht wird, ist ein interessanter und vielbeschäftigter Mann. Weniger klar ist, wie es in seinem Kopf aussieht. Die Vita des 67-jährigen IT-Cracks offenbart jedenfalls äusserst bizarre Züge.

McAfee wurde bekannt als exzentrischer, steinreicher Unternehmer, der die Antivirus-Software-Firma gründete, die seinen Namen trägt. Vor über 25 Jahren gehörte die Software von McAfee zur Standardausstattung von PCs, und als die Firma 2010 für 7,68 Milliarden Dollar an Intel verkauft wurde, stand sie für eine neue Generation von Nerd-Reichtum und eine neue Kultur von bizarrem Tüftlerverhalten. 2008 wanderte John McAfee, angelockt von dem Traum eines paradisiach billigen Lebens und grenzenloser Freiheit, nach Belize aus. Er

war einer von Abertausenden von Amerikanern, die die Kombination von Regenwäldern und unberührten Stränden, blutjungen Mädchen und Steuerfreiheit in diesem kleinen Land verführerisch fanden. Von seinem dahinschmelzenden Vermögen kaufte er sich zwei Villen – eine im Inland, eine auf einer vorgelagerten Insel. Er blondierte sich die Haare, liess sich tätowieren und legte sich eine Freundin zu, die so jung war, dass sie in den USA nicht einmal hätte Auto fahren dürfen. Der Nerd schien sein wahres Ich gefunden zu haben.

«Dann drückte er noch einmal ab»

Diesen Frühjahr bekam McAfee Ärger mit der Polizei des zentralamerikanischen Landes. Nicht ganz von ungefähr. Er ist ein Mann, der die Presse gern mit langen literarischen Tiraden und filmreifen Verschwörungstheorien unterhält und immer wieder damit prahlte, grosse Mengen Drogen wie Kokain und Psychosen auslösende «Badesalze» zu nehmen. Im April wurde sein Anwesen nach Drogen durchsucht.

Die Beamten fanden den Millionär nackt bis auf einen Pistolengurt, stiessen auf ein gutes Dutzend Waffen und ein verdächtiges Labor.

Die Behörden warfen ihm vor, eine Privatarmee zu unterhalten und im Drogenhandel tätig zu sein. McAfee entgegnete, dass er lediglich natürliche Heilssubstanzen verarbeite, und Reportern sagte er, dass es in Wahrheit darum ginge, dass er sich geweigert habe, korrupte Beamte zu schmieren. Irgendwann, prophezeite McAfee, würden ihm die Behörden etwas viel Gravierenderes anhängen. Am 11. November erfüllte sich seine Vorhersage.

Der 52-jährige Gregory Faull, ebenfalls ein amerikanischer Staatsbürger, war McAfees Nachbar auf der Insel Ambergris Caye im Norden von Belize. Faull hatte sich schon lange über das Gebell der elf Wachhunde beschwert, die McAfee auf seinem Anwesen am Strand hielt. Am 9. November wurden vier dieser Hunde vergiftet aufgefunden, es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen Faull und McAfee. Zwei Tage später wurde Faull tot aufgefunden, in einer Blutlache auf dem Rücken liegend, mit einer Schusswunde am Kopf. Und John McAfee sollte im Zusammenhang mit diesem Mordfall vernommen werden.

Doch als die Polizei eintraf, versteckte er sich. Wie er dem *Wired*-Redaktor Joshua Davis über Handy berichtete, grub er sich bis zum Hals in den Sand ein und stülpte sich einen Pappkarton über den Kopf. Achtzehn Stunden

habe er sich auf diese Weise versteckt gehalten, bevor er schliesslich entkommen konnte. Und wenn man McAfee glauben soll, ist er seitdem untergetaucht, aber die ganze Zeit schickt er der Presse bizarre, wenn auch faszinierende Berichte über seine Bewegungen. Der Mann ist clever und reich – bleibt also die Frage: Ist er verrückt? Und: Ist er ein Mörder?

«Wenn man seine Berichte nimmt, hört sich das alles schon merkwürdig an», sagt Joshua Davis, mit dem McAfee exklusiv in Kontakt steht, seit er auf der Flucht ist. «Er wirkt auf mich sehr intelligent, er spricht klar und ruhig – die meiste Zeit. Selbst dann, wenn er sich einen Revolver an die Schläfe hält.»

Im Juni schrieb Davis erstmals an McAfee. «Irgendwie leuchtete mir nicht ganz ein, dass ein so erfolgreicher Software-Unternehmer im mittelamerikanischen Dschungel verschwindet und Drogenhändler wird», sagte mir Davis. McAfee lud ihn daraufhin ein, mit ihm in einem kleinen namenlosen Dorf zu leben, aus dem die Anschuldigungen gegen ihn kämen. Er bezeichnete es als «Mittelpunkt von Drogenhandel» und Korruption. «McAfee sagte, es sei dort so gefährlich, dass ich besser nicht auftauchen sollte, und falls doch, würde ich einen Bodyguard brauchen», sagte Davis. «Ich stellte bald fest, dass es nicht halb so gefährlich war. Im Grunde fand ich es dort ganz okay.»

Davis fühlte sich düpiert und sprach McAfee darauf an. Als Reaktion schob er eine Kugel in einen Revolver, hielt sich die Waffe an den Kopf und drückte ab. Dann drückte er noch einmal ab und noch einmal und noch einmal.

«Na ja, in diesem Moment kam er mir tatsächlich ein bisschen durchgeknallt vor», sagt Davis. «Mich hat das total fertiggemacht. Aber ich habe gesehen, wie er tickt.» McAfee wollte Davis zeigen, dass seine Wahrnehmung der Realität auf Annahmen und Vermutungen beruhe und womöglich nicht zutreffend sei. Typisch für ihn, dass er diesen Gedanken auf derart dramatische und brutale (oder verrückte?) Weise ausdrücken musste.

Diese Art, sagt Davis, sei nicht unbedingt überraschend bei einem extrem unabhängigen

Mann, der so unfassbar reich und sich seiner Fähigkeiten und seiner Intelligenz absolut sicher sei. «Aus seiner Sicht ist das Problem nicht, was er in Belize getan hat, sondern was er nicht getan hat. Er sagt, er habe bestimmte Leute nicht geschmiert und sich nicht an die üblichen Spielregeln gehalten. Er will allein über sein Leben bestimmen können. Das sei der Grund, weshalb er nach Belize gegangen sei – er will sich von niemandem herumkommandieren lassen, auch von keiner Behörde.»

«Diese Story amüsiert ihn sehr»

McAfee ist noch immer auf der Flucht und inzwischen Ziel einer landesweiten Fahndung. Am letzten Freitag twitterte er den vor seinem Anwesen campierenden Pressevertretern, dass er sich in einem sicheren Versteck innerhalb seines Hauses befinde. Daraufhin erschien die Polizei, um – zu McAfees grösstem Vergnügen – abermals sein Grundstück zu durchkämmen. «Auf dem Gelände wurde niemand gefunden», sagte der Polizeisprecher Raphael Martinez nach der Aktion.

«Ich glaube, diese Story amüsiert ihn sehr», sagt Davis. «Er hat schon immer etwas übriggehabt für verrückte Aktionen, und was er so alles von sich gibt, scheint das zu bestätigen.» McAfee ist weiss, schlank, durchtrainiert, auf seinen kräftigen Unterarmen zeichnen sich die Adern ab, das Haar strähnchenblondiert, Arme und Schultern mit Tattoos bedeckt. Letzte Woche schrieb er Davis, er habe sich das Haar und den Kinnbart pechschwarz gefärbt, um nicht aufzufallen («Dummerweise sehe ich vermutlich wie ein Mörder aus»). Trotzdem dürfte der Gringo auffallen. «Man darf nicht vergessen: Belize ist ein kleines Land mit nur 340 000 Einwohnern», sagt Davis.

Davis glaubt, dass die Behörden von Belize aber nicht über die erforderlichen technischen Möglichkeiten verfügen, vielleicht nicht einmal wirklich daran interessiert sind, um McAfee zu erwischen.

«Einige Leute in Belize, mit denen ich gesprochen habe, sind überzeugt, dass die Suche nur pro forma veranstaltet wird», sagt Davis.

«Sie werden ihm die Möglichkeit geben, eine Weile unterzutauchen, bis die Sache vergessen ist. Wahrscheinlich wird er irgendwann auf einer Polizeiwache erscheinen.»

McAfee hat wiederholt bestritten, etwas mit Faulls Tod zu tun zu haben. Er will sich den Behörden nicht stellen, weil er befürchtet, dass er gefoltert oder getötet wird oder dass angebliche Beweise auf seinem Grundstück versteckt werden. «Die Polizei war schon mehrere Male in meinem Haus», sagte McAfee. «Ich nehme an, sie werden ein ganzes Lager mit Waffen entdecken, vier Tonnen Kokain oder vielleicht ein sowjetisches Unterseeboot.»

Zurzeit ist es unmöglich, die Storys und Sprüche des Millionärs und seine legitimen Sorgen um seine Sicherheit auseinanderzuhalten. McAfee behauptet, dass er in Belize nicht mit einem fairen Prozess rechnen könne, aber Davis weist darauf hin, dass keine Anklage gegen ihn erhoben wurde. In Belize gebe es praktisch keine forensische Wissenschaft, und es lägen auch keine konkreten Beweise gegen ihn vor. «Und angesichts der grossen internationalen Aufmerksamkeit kann man sich nicht vorstellen, dass er kein faires Gerichtsverfahren bekäme.»

«Ja, er ist eine bizarre Figur», ergänzt Davis. «Ja, er ist ein Exzentriker und vielleicht ein bisschen verrückt. Ich weiss es nicht. Aber das muss noch lange nicht bedeuten, dass er ein Mörder ist.» Die vielleicht interessanteste Frage in diesem Zusammenhang ist die, die Davis ihm wiederholt gestellt hat. «Ich habe ihn gefragt: <Wenn Sie sagen, dass die Behörden korrupt sind, dass die Leute gegen Sie sind, dass Sie keinen fairen Prozess bekommen, dass die Behörden es auf Sie abgesehen haben und dass Belize ein gefährliches Land ist – warum sind Sie dann nicht schon längst weggegangen?>»

Seine Antwort: «Weil es mir hier gefällt.» Ist das verrückt? Die Zukunft wird es zeigen.

Charles Graeber ist Journalist für *National Geographic*, *New Yorker*, *Wired* und *Bloomberg Businessweek*.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Joshua Davis hat kürzlich das E-Book «John McAfee's Last Stand» bei Amazon veröffentlicht.



MORELLINO DI SCANSANO
RISERVA POGGIO VALENTE
– FATTORIA LE PUPILLE –
ELISABETTA GEPPETTI 2008

CHF 20.50
Ab 36 Flaschen
CHF 19.45



SAFFREDI –
FATTORIA LE PUPILLE –
ELISABETTA GEPPETTI
2009

CHF 48.60
Ab 36 Flaschen
CHF 45.35



SITO MORESCO –
GAJA 2010

CHF 34.55
Ab 36 Flaschen
CHF 33.50

WWW.ARVI.CH

ARVI SA
Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano
T 091 649 32 88
F 091 648 33 75
info@arvi.ch
www.arvi.ch

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

<p>Tignanello – Antinori 2009 (RP 94) CHF 61.55 Ab 36 Flaschen 59.40</p> <p>Le Difese – Tenuta San Guido 2010 CHF 18.35 Ab 36 Flaschen 17.30</p> <p>Guidalberto (2nd Vin Sassicaia) – Tenuta San Guido 2010 (JS 92) CHF 30.25 Ab 36 Flaschen 29.15</p>	<p>Sassicaia – Tenuta San Guido 2009 (JS 98) CHF 140.40 Ab 36 Flaschen 135.–</p> <p>Le Cupole – Tenuta di Trinoro 2010 CHF 28.10 Ab 36 Flaschen 25.90</p> <p>Bricco dell'Uccellone – Braida 2009 (RP93) CHF 43.20 Ab 36 Flaschen 42.10</p>	<p>Guado al Tasso – Antinori 2007 CHF 64.80 Ab 36 Flaschen 62.65</p> <p>Brunello di Montalcino Pian delle Vigne – Antinori 2006 (JS 95) CHF 37.80 Ab 36 Flaschen 36.70</p> <p>Amarone Costasera – Masi 2008 CHF 32.40 Ab 36 Flaschen 31.30</p>	<p>Prosecco DOCG Brut – Giavi N.V. (JS 90) CHF 12.95 Ab 36 Flaschen 11.90</p> <p>Prosecco Brut – Col de' Salici N.V. CHF 9.70 Ab 36 Flaschen 9.20</p>
---	---	---	---

RP = Robert Parker, JS = James Suckling. Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.

Die Übergangene

Carmen Walker Späh, Präsidentin der FDP-Frauen Schweiz, wollte Zürcher Stadträtin werden. Doch ihre Partei gab einem Mann den Vorzug. Mit der undurchsichtigen Nomination liefert die FDP unfreiwillig Argumente für eine Frauenquote. *Von Andreas Kunz*



«Es ist jetzt so, wie es ist»: unterlegene Stadtratskandidatin Walker Späh (FDP).

Ein Mann hätte an ihrer Stelle vielleicht den Rücktritt eingereicht, eine fiese Revanche oder eine saftige Intrige gestartet. Doch Carmen Walker Späh winkt ab: «Die Delegierten haben nominiert. Jetzt wollen wir die Wahlen gewinnen!»

Vielleicht ist es typisch Frau, wie sie mit dieser Niederlage umgeht. Die 54-jährige Mutter von drei erwachsenen Kindern und Inhaberin einer Anwaltskanzlei in Zürich Wipkingen sagt, sie wolle jetzt wieder «Sachpolitik machen» und «vorwärts schauen» – nicht zurückschlagen, keine Spielchen spielen; parteiinterne Zwietracht müsse jetzt «vermieden werden», sagt Walker Späh.

Dabei hätte sie allen Grund, kräftig auf den Tisch zu hauen: Die Präsidentin der Schweizer FDP-Frauen und Zürcher Kantonsrätin ist von ihrer eigenen Partei übergangen worden. Sie wollte für den Zürcher Stadtrat kandidieren, ihr Leistungsausweis war bekannt, ebenso ihre Bereitschaft, das Amt zu übernehmen. Doch dann entschieden sich der Parteivorstand und die Findungskommission für einen anderen Kandidaten. Einen Mann, von dem noch kaum jemand gehört hatte.

«Wer gut ist, macht Karriere»

Die Nomination erfolgte wenige Wochen nachdem die FDP-Frauen eine Frauenquote forderten. «Wenn freiwillige Massnahmen nicht fruchten, müssen wir es halt mit einer Quote versuchen», sagte Walker Späh damals im September. Liberale würden zwar keine Quoten lieben, doch «die heutige krasse Untervertretung von Frauen in den Führungsgremien ist in einer liberalen Gesellschaft ebenso wenig akzeptabel», sagte Walker Späh.

Die FDP-Männer reagierten prompt. Präsident Philipp Müller prophezeite, solche Quoten hätten in den freisinnig-liberalen Gremien «nicht den Hauch einer Chance». Vizepräsident Christian Wasserfallen wünschte sich zwar «mehr Frauen in Führungspositionen», doch sei es «die Aufgabe der Vorgesetzten, die Frauen zu fördern». Und der Zürcher Nationalrat und Unternehmer Ruedi Noser stellte fest: «Wer gut ist, macht so oder so Karriere.»

Es waren die bekannten Gründe, die gegen eine Frauenquote sprechen. Die Auseinandersetzung innerhalb der FDP wogte noch einige Zeit hin und her, und neben der vielen Kritik erhielt Walker Späh auch «grossen Zuspruch», wie sie betont. Bei Frauenfragen sei es in der Schweiz noch nie einfach gewesen, sagt sie und

verweist auf das Frauenstimmrecht. «Aber ich habe für die Frauen gekämpft und bin dafür hingestanden.»

Dann kam der Tag, an dem die FDP die Frauenfrage in der Praxis behandeln musste. Am 29. Oktober verkündete Stadtrat Martin Vollenwyder seinen Rücktritt. Und mit Marco Camin portierte die Partei bereits seinen designierten Nachfolger. Die Überraschung war gross. Kaum jemand kannte den Inhaber einer Zahntechnikfirma. Bei den Wahlen in den Gemeinde- und den Kantonsrat war Camin jeweils nachgerutscht. 2011 war er aus dem Kantonsrat abgewählt worden. Als Wahlkampfleiter steckte er für die FDP seit 2009 eine Niederlage nach der anderen ein. Der *Tages-Anzeiger* nannte ihn einen «Hinterbänkler», und die *NZZ* sprach von einer «Gmüetsmohre». Dieser Mann sollte das Urgestein Vollenwyder ersetzen und der FDP den Stadtratssitz sichern?

Die Frauen in der Partei fühlten sich überfordert. Ursula Uttinger, Gemeinderätin und Präsidentin der FDP-Frauen Stadt Zürich, verschickte ein Communiqué, in dem sie der Findungskommission vorwarf, an einer «Männerquote» zu hängen. Die «national bekannte» Carmen Walker Späh, «eine erfolgreiche, mehrfach wiedergewählte Kantonsrätin, Präsidentin der FDP-Frauen Schweiz, Vorstand Verband Zürcher Handelsfirmen», sei übergegangen worden, schrieb Uttinger. «Leistung muss sich lohnen – wenn diesem Slogan Taten folgen sollten, dann hätte Carmen Walker Späh von der Findungskommission vorgeschlagen werden müssen.»

Nachdem sie Camins Nomination anfänglich akzeptierte, liess sich Walker Späh doch noch als Gegenkandidatin aufstellen. Da der FDP-Partei Vorstand seinen Kandidaten nur eine Woche nach der Ankündigung an einer ausserordentlichen Delegiertenversammlung bestätigen lassen wollte, musste Uttinger

kurzfristig den FDP-Frauen-Vorstand einberufen, um Walker Späh ebenfalls zu portieren.

Das Vorhaben gelang, und um den Hausfrieden einigermaßen zu wahren, stimmte der Parteivorstand der Zweierkandidatur in letzter Minute zu. FDP-Stadt-Zürich-Präsident Michael Baumer machte an der Delegiertenversammlung jedoch keinen Hehl daraus, dass die Parteileitung unverändert Camin bevorzugte. Weshalb genau, blieb unklar. Obwohl sich Walker Späh mit der Frauenquote für ein linkes Anliegen einsetzte, ist ihr Profil in den Kernpunkten stramm bürgerlich. Lukas Apafi von der Findungskommission sagte vor den Delegierten einzig, dass Walker Späh anfänglich eine Zweierkandidatur ausgeschlagen hatte und Camin während der «mehrstündigen Gespräche mehr überzeugt» habe. Weitere Details erfuhren die Zuhörer nicht. In ihren Reden votierten die FDP-Mitglieder mehrheitlich – und engagierter – für Walker Späh als Stadtratskandidatin, die «besser» und «be-

Das Vorgehen der FDP erinnert eher an die Geheimwahl eines Altherrenklubs.

kannter» sei und deshalb «grössere Wahlchancen» habe. Doch letztlich kam es, wie es die Findungskommission und der Parteivorstand geplant hatten: Camin setzte sich mit 61 gegen Walker Spähs 41 Stimmen durch. Der Unterschied resultierte weitgehend aus dem Stimmverhalten des 30-köpfigen Parteivorstands (23 Männer, 7 Frauen).

Ob Camin tatsächlich als Vollenwyders Nachfolger in den Stadtrat rutscht, entscheidet sich im nächsten Frühjahr. Mit der undurchsichtigen Nominierung hat die FDP bei den Frauen keine Sympathien geholt. Ebenso wenig bei Männern, die zwar gegen eine Frau-

enquote sind, bei der Auswahl von Kandidaten aber auf Transparenz, bessere Argumente und Qualifikationen setzen wollen.

Die Gründe bleiben geheim

Kaum hatte die FDP die Forderung nach einer Frauenquote in den Senkel gestellt, lieferte sie bereits selber gute Argumente dafür. Wenn die Wirtschaftspartei in der grössten Stadt des Landes einen Mann gegen eine hoch qualifizierte Frau mit grösserer politischer wie medialer Erfahrung durchdrückt – dann zählt das Argument künftig wenig, dass Frauen es in die höchsten Etagen schaffen können, «wenn sie es denn nur wollten». Die Art und Weise von Camins Nominierung gibt den Quoten-Befürwortern Auftrieb, die hinter jeder Besetzung eines Chefpостens eine männerbündlerische Kumpanei vermuten.

Dass das Vorgehen der FDP eher an die Geheimwahl eines Altherrenklubs als an ein modernes Auswahlverfahren erinnerte – diesen Vorwurf will Lukas Apafi von der Findungskommission nicht gelten lassen: «Wir haben beide Kandidaten seriös durchleuchtet.» Gemäss Apafi habe man Camin wie Walker Späh nach ihren Qualifikationen, der Persönlichkeit, den Wahlchancen und «vielen anderen Kriterien» bewertet. «Beide waren sehr nahe beisammen», sagt Apafi. Was den Ausschlag gegeben habe, will er auch auf Nachfrage nicht offenlegen. Walker Spähs Einsatz für Frauenquoten sei es «sicher nicht» gewesen.

Selbst die unterlegene Kandidatin hat von der Findungskommission nicht erfahren, warum sie übergegangen worden ist. «Es ist jetzt so, wie es ist», sagt Walker Späh. Ist sie der lebende Beweis für die Notwendigkeit einer Frauenquote? Sie lacht und sagt: «Dieses Urteil überlasse ich Ihnen.» Warum sie trotz Niederlage so gelassen bleibt? «Wir Frauen sind in solchen Momenten vielleicht etwas zurückhaltender.» ○

Soll man Fleisch vor oder nach dem Braten würzen?



Expertenmeinungen hören und mitdiskutieren auf www.selection.migros.ch



MIGROS

Sélection

Über die Zubereitung lässt sich streiten, aber nicht über die Qualität.

MIGROS

Ein M besser.

«China-Ingo» und die roten Kaiser

Der Zürcher Universitätsmitarbeiter Ingo Nentwig unterstützt als China-Experte die Politik der Kommunisten. Dabei arbeitet er mit linksextremen Kreisen zusammen, die der DDR nachtrauern und China als letzte Hoffnung sehen. Für die Uni ist das kein Problem. Von Lucien Scherrer



Hammer und Sichel: Nentwig (r.) an einer KP-Party mit Ex-DDR-Botschafter Berthold (l.).

Es ist eine merkwürdige Party, die am 30. Juni 2011 in Göttingen über die Bühne geht: Deutsche und chinesische Kommunisten feiern den 90. Geburtstag der Kommunistischen Partei Chinas, rote Flaggen mit Hammer und Sichel schmücken die Wände. «Es ist an der Zeit», ruft Rolf Berthold, ehemaliger China-Botschafter der DDR, in den Saal, «unseren chinesischen Genossen herzlich zu gratulieren!» Applaus auf den Rängen. Mittendrin: Dr. Ingo Nentwig, Assistent am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich. Er referiert über die Minderheitenpolitik der KP. Es sei zwar nicht immer alles gut gewesen, doziert der 52-Jährige mit dem grauen Bart und der Brecht-Brille, aber im Grossen und Ganzen habe die Partei gute Arbeit geleistet. Applaus.

Dass das Geburtstagskind Millionen von Menschenleben auf dem Gewissen hat und Andersdenkende bis heute verfolgt, ist an der Feier weniger von Interesse. Vielmehr soll der Arbeitskreis Marxistischer China-Wissenschaften, den Berthold und Nentwig am gleichen Abend aus der Taufe heben, dafür sorgen, dass der KP-Staat in ein besseres Licht gerückt wird. Man wolle die Entwicklung Chinas «solidarisch-kritisch» begleiten und eine Sichtweise vermitteln, die sich von jener der bürgerlichen Medien unterscheidet, heisst es in der Gründungsakte. Tatsächlich schlägt Nentwig

als China-Forscher ungewohnte Töne an. Derzeit weilt er in Peking, wo die roten Herrscher gerade die Macht neu verteilt haben. «Ich glaube, dass auch die neue Führung die gewaltigen Herausforderungen wird meistern können», schreibt er der *Weltwoche* per Mail.

Schönfärberei und Kritik

Mit seiner Haltung eckt der Deutsche, der seit 2008 in Zürich unterrichtet, an. Für die Gemeinschaft der Schweizer Exil-Tibeter ist Nentwig ein rotes Tuch. «Er ist ein Propagandist der Regierung», sagt Jigme Drongshar, ehemaliger Sprecher der Tibeter-Gemeinschaft. «China-Ingo», wie er sich selber nennt, verwahrt sich gegen diesen Vorwurf. «Ich habe grosse Sympathien für die Regierung», sagt er, «aber ich bin nicht unkritisch.»

Tatsächlich übt der China-Freund auch Kritik – etwa, indem er die roten Machthaber bezichtigt, für «massive Menschenrechtsverletzungen» verantwortlich zu sein. Doch im Grundsatz rechtfertigt er ihre Diktatur. So ist für Nentwig klar, dass sich die Partei zwar «Fehler» geleistet, ihre Sache «im Wesentlichen» aber gut gemacht hat. Und sie soll die VR China auch in Zukunft «führen». Für den marxistischen China-Arbeitskreis, dem Nentwig angehört, ist die politische Einheit Chinas unantastbar. Entsprechend ablehnend steht er

separatistischen Bewegungen gegenüber: Diese dienen «objektiv den Interessen der Imperialisten», wie es im Gründungsaufwurf heisst. Mit diesem Argument rechtfertigte schon die DDR den Mauerbau und die Verfolgung von Dissidenten.

Die Anlehnung an die stalinistische Propaganda-Sprache ist kein Zufall. Denn Nentwigs Arbeitskreis ist über DDR-Botschafter a. D. Berthold mit der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) verbandelt, die bis zur Wende von der DDR finanziert wurde. Die DKP hat sich in den letzten Jahren mit dem chinesischen Modell solidarisiert, weil ihre einstigen Vorbilder Kuba und Nordkorea kaum mehr als Erfolgsmodelle taugen. Wie nahe in diesen Kreisen China-freundliche und menschenverachtende Haltungen beieinanderliegen, zeigt die Website *secarts.org*, deren Betreiber die Geburtstagsfeier in Göttingen unterstützten. Da gilt der Dalai-Lama als «Hetzer», und chinesische Apparatschiks dürfen sich über die Ungerechtigkeit auslassen, wenn «sogenannte Dissidenten» den Nobelpreis erhalten.

Solche Äusserungen liegen Ingo Nentwig fern. Doch er hat keine Berührungsängste mit den Leuten, die sie verbreiten. Das zeigt auch die Tatsache, dass er seine Erkenntnisse in Zeitungen wie der *Jungen Welt* (JW) publiziert, einem ehemaligen DDR-Organ, das heute wehmütigen SED-Kadern und Stasi-Leuten als Plattform dient. Aussichten, sich dort akademische Meriten zu holen, gibt es keine, im Gegenteil. Die JW steht unter Beobachtung des Verfassungsschutzes; der deutsche Politologe und Extremismus-Forscher Rudolf van Hüllen nennt sie ein «Biotop des tiefgefrorenen Altstalinismus». Vor einem Jahr sorgte das Blatt für einen Skandal, als es zum 50. Jahrestag des Mauerbaus titelte: «Danke!»

«Wer in der *Jungen Welt* publiziert, muss wissen, dass er seinen wissenschaftlichen Ruf ruinieren kann», sagt van Hüllen. Nentwig sieht jedoch keinen Grund, sich von der JW und anderen Unverbesserlichen zu distanzieren, die Verbrechen von roten Diktaturen verharmlosen: «Ich muss ja nicht alle ihre Ansichten teilen.» Die Uni Zürich sieht in seinen Aktivitäten kein Problem. «Angehörigen der Universität ist es unbenommen, sich politisch zu äussern», sagt Sprecher Beat Müller, «sofern sie sich an die gesetzlichen Rahmenbedingungen halten.» Ob es derart einfach wäre, wenn Nentwig mit rechtsextremen Nostalgikern verbandelt wäre, ist eine andere Frage. ○

«Ungleichheit ist nicht schlecht»

Die Denkfabrik Avenir Suisse hat letzte Woche eine umfassende Studie zum Schweizer Mittelstand vorgestellt. Der St. Galler Ökonom Reto Föllmi lobt die Qualität der Ausbildung in der Schweiz und findet Spitzenlöhne erfreulich, wenn sie auf Leistung beruhen. *Von Florian Schwab und Claude Gasser (Bild)*

Herr Föllmi, gehören Sie selber zur Mittelschicht?

Vom Lebensstil her, ja, aber das Einkommen als Professor liegt wohl eher darüber.

Wo liegt beim Einkommen die Grenze?

Zur Unterschicht grenzt sich die Mittelschicht ab, indem sie mit dem selbsterwirtschafteten Einkommen auskommt, also keine staatlichen Transferleistungen braucht. Zur Oberschicht grenzt sie sich ab, indem sie nicht nennenswert Geld zur Seite legt.

Wie viel muss man verdienen, um der Mittelschicht anzugehören?

Wir arbeiten unter anderem mit einer Definition von 70 bis 150 Prozent des mittleren Einkommens. Für einen Einpersonenhaushalt sind das zwischen 46 300 Franken und 99 300 Franken brutto.

Wie geht es dem Schweizer Mittelstand?

Absolut gesehen, geht es ihm gut. Im internationalen Vergleich sieht man das schon an der Kaufkraft eines Schweizer Lohnes, wenn man beispielsweise auf Reisen geht. Dazu kommt, dass seit Mitte der 90er Jahre die Löhne in sämtlichen Einkommensgruppen teuerungsbereinigt gestiegen sind – das ist nicht in allen Ländern der Fall.

Trotzdem fühlt sich der Mittelstand unter Druck. Woran liegt das?

Daran, dass die Unterschiede in der Einkommensverteilung zugenommen haben. Auch, weil die vielen Zugewanderten eher ein hohes Einkommen haben. Der bisherige Mittelstand ist damit, verglichen mit der Oberschicht, zurückgefallen. Man muss aber relativieren: Die Löhne der obersten zwanzig Prozent sind vor allem deshalb gestiegen, weil das allerobere Einkommensprozent deutlich besser verdient. Über breite Strecken ist die Schweiz ein Hort der Stabilität, was die Einkommensverteilung angeht.

Ist die grössere Ungleichheit unter den Spitzenverdienern bedenklich?

Ungleichheit ist nicht per se schlecht, solange sie auf Leistung fusst. Die erfreuliche Interpretation ist, dass wir in der Schweiz viele Top-Leute haben, die im internationalen Wettbewerb sehr konkurrenzfähig sind und von der Globalisierung belohnt werden.

Auch die Löhne in der Unterschicht sind stärker gestiegen als beim Mittelstand.

Ja. Damit steht die Schweiz unter den entwickelten Ländern aber nicht alleine. Wie

gesagt, bei uns ist in allen Schichten der Reallohn gestiegen – in der Mittelschicht allerdings weniger stark.

Warum bleibt der Mittelstand beim Lohnwachstum zurück?

Im Mittelstand gibt es Druck auf die Löhne, da gerade die einfacheren Tätigkeiten – und ich rede nicht von Fließbandarbeit – einem internationalen Wettbewerb ausgesetzt sind. Man sieht das beispielsweise in der Finanzindustrie, wo Call-Center von Irland aus operieren oder die Administration nach Indien ausgelagert wurde. Zudem sind viele Frauen neu erwerbstätig geworden, die häufig im mittleren Lohnsegment tätig sind. Das hat das Angebot erweitert.

Sie schreiben, ein hoher Bildungsabschluss sei heute unerlässlich, wenn man zur Mittelschicht gehören möchte.

Natürlich kann man auch ohne tertiären Abschluss auf Hochschulstufe ein Mittelstandseinkommen erreichen. Faktisch zeigt sich aber, dass der Weg immer mehr über längere Ausbildungszeiten und höhere Abschlüsse führt.

Was bringt es der Volkswirtschaft, wenn die Bevölkerung lange in der Schule sitzt?

Man muss unterscheiden. Vielleicht wird heute die Titelgläubigkeit in manchen Bereichen etwas übertrieben. Trotzdem sind die Tätigkeiten anspruchsvoller und fokussierter geworden, was eine längere Ausbil-

dung erfordert. Nehmen Sie allein die Sprachen: Wer heute kein Englisch spricht, ist für viele Positionen nicht mehr geeignet. Wo früher ein KV gereicht hat, braucht es heute den Bachelor einer Fachhochschule.

Reden Sie damit nicht die praxisbezogene Berufslehre klein?

Eher im Gegenteil. Ich glaube an die Stärken des dualen Bildungssystems in der Schweiz. Allerdings ist es gut, dass die Lehre heute einen besseren Zugang zu den Fachhochschulen eröffnet und damit die Aufstiegschancen erhöht.

Die OECD kritisiert den geringen Anteil von Schweizern mit Universitätsabschluss.

Zu Recht?

Wenn man den Arbeitsmarkt ansieht: Nein. Die Schweizer Arbeitnehmer sind sehr gut auf die Aufgaben in der globalisierten Wirtschaft vorbereitet. Dafür braucht es nicht unbedingt einen Universitätstitel. Man muss diese Statistiken mit Vorsicht genießen, weil in manchen OECD-Staaten ein Universitätsstudium nicht unbedingt den gleichen Wert hat wie in der Schweiz.

Die besprochenen Studien von Reto Föllmi und seinen Kollegen Sandro Favre und Josef Zweimüller sind publiziert in: Patrik Schellenbauer und Daniel Müller-Jentsch: Der strapazierte Mittelstand. Zwischen Ambition, Anspruch und Ernüchterung. Neue Zürcher Zeitung.



«Im Mittelstand gibt es Druck auf die Löhne»: Föllmi.

Turmbau zu Steckborn

Eine Spenderin gründet in Steckborn eine Stiftung, um ein Baudenkmal mit Museum zu erhalten. Die Schenkung in Millionenhöhe zieht Profiteure und Selbstdarsteller an. Die Stifterin wird zeitweise entmündigt und der Stiftungszweck dauernd missachtet. *Von Markus Schär*



«Kultureller Leuchtturm»: Turmhof am Untersee mit geplantem Bauprojekt.

Wer daran denkt, sein Vermögen der öffentlichen Hand zu vermachen, sollte sich von diesem Exempel vor Risiken und Nebenwirkungen warnen lassen: Im stillen Städtchen Steckborn am Untersee tobt ein Kleinkrieg um das Geld einer edlen Spenderin.

Die 89-jährige Doris Hertner-Diethelm, die vor zehn Jahren einer Stiftung drei Millionen vergab und in ihrem Testament weitere Millionen versprach, klagte im Frühling dieses Jahres in einem Flugblatt an alle Steckborner Haushalte: «Mit grenzenloser Enttäuschung muss ich feststellen, dass der Stiftungsrat in diesen zehn Jahren praktisch nichts anderes zustande gebracht hat, als unser seinerzeitiges Schenkungskapital um mehr als zwei Drittel schrumpfen zu lassen, ohne entsprechende Gegenwerte zu schaffen.» Sie sehe sich gezwungen, sich zu diesen Zuständen öffentlich zu äussern, «weil mir der Stiftungsrat auch das

minimalste Mitspracherecht verweigert und weil mir bereits bedeutet wurde, dass ich selbst in meiner Eigenschaft als Gründerin der Stiftung und hauptsächlich Geldgeberin nichts mehr zu sagen hätte».

Und wer weder Millionen noch Interesse an «Mostindien» hat, kann sich immerhin ergötzen an einer Geschichte mit schier unglaublichen Wendungen und auffälligem Personal – einigen der landesweit bekanntesten Thurgauer und dem landesweit kaum bekannten mächtigsten Mann des Kantons.

Der Anfang der endlosen Geschichte jährt sich demnächst zum zehnten Mal. Am 2. Dezember 2002 unterzeichnete das Unternehmerpaar Alfred und Doris Hertner-Diethelm die Urkunde, um die Stiftung Turmhof mit drei Millionen Franken zu gründen. Der Steckborner Turmhof, ab 1282 vom Abt der Reichenau erbaut, ist das einzige markante

historische Gebäude am Untersee. Er beherbergte aber in den letzten Jahrzehnten nur noch das Museum der Heimatvereinigung. Mit dem geschenkten Geld und weiteren versprochenen Millionen wollte das Ehepaar Hertner-Diethelm eine Stiftung äufnen, «die vor allem den Fortbestand des Museums und damit des Turmhofes garantiert», wie eine Vereinbarung festhielt, die im Mai 2002 der Gemeindeversammlung vorgelegen hatte.

Die Stifter beriet als Anwalt der Thurgauer SP-Nationalrat Jost Gross, der als Stadtrat in Steckborn seine Politikkarriere begonnen und schon bei früheren Gelegenheiten seinen Sinn für lukrative Mandate bewiesen hatte. Er starb aber im Mai 2005 als Mittelstürmer des FC Nationalrat bei einem Fussballspiel. Die Hauptrolle in der Geschichte – wiewohl zumeist im

Am 2. Dezember kann Steckborn das Jubiläum seines zehnjährigen Kleinkriegs feiern.

Hintergrund – spielte der Mann, der als Spezialist für Stiftungen, also den Umgang mit Geld von anderen Leuten, die Urkunde aufgesetzt hatte: der Frauenfelder Advocat (mit hohem C, bittel) Robert Fürer.

Auf die Frage, weshalb er nie in die Politik ging, sagte er bei einem der sogenannten Heimspiele im Turmhof, einer Gesprächsreihe mit Prominenten aus seinem Bekanntenkreis wie dem gestrauchelten Armeechef Roland Nef: «Ich bin nicht geschaffen für so schwierige Aufgaben.» Aber auch ohne demokratische Legitimation bewegt Robert Fürer im Thurgau so viel öffentliches Geld wie niemand sonst: vor allem als Präsident der Spital Thurgau AG und als Vizepräsident der Thurgauer Kantonalbank (TKB). Seine Macht beruht auf den beiden Pfeilern, auf denen die Macht im Thurgau seit je beruht: auf den Kantonsschulverbindungen Thurgovia und Concordia (die im letzten Jahrzehnt allein die absolute Mehrheit im Regierungsrat stellte) und auf dem Thurgauer Infanterieregiment 31, das er kommandierte und wo er mit seinen Vorgängern fraternisierte, so SBG-Präsident Robert Holzach, Korpskommandant Josef Feldmann oder Wolfsberg-Chef und FDP-Nationalrat Ernst Mühlemann.

«Ich will etwas für das öffentliche Leben tun», sagte Robert Fürer im Gespräch. Den Einstieg dazu schaffte er als Departements-

sekretär von Regierungsrat Felix Rosenberg, dem späteren PTT-Generaldirektor: Die CVP herrschte das ganze 20. Jahrhundert im Finanzdepartement, das auch für die Spitäler zuständig ist, und führt es heute noch als Familienbetrieb (*Weltwoche* Nr. 29/12). Ab 1982 leitete Fürer als erster Procurator (mit hohem Cl) die Kartause Ittingen, bis er 1993 in Frauenfeld eine Kanzlei gründete, der sich später auch der abgetretene Finanzdirektor Philipp Stähelin und der heutige Staatsschreiber Rainer Gonzenbach anschlossen. In der Kartause beweist er immer noch Sinn für Familienbande: Der Regierungsrat zahlt aus dem Lotteriefonds neun Millionen an den Ausbau des kantonalen Kunstmuseums – die Stiftung Kartause (mit Fürer als Präsident der Baukommission) bestimmte dafür ohne Ausschreibung die Architektin Regula Harder, Tochter des ehemaligen CVP-Finanzdirektors, NOK-Chefs und Brigadiers Franz Josef Harder, dessen Familie Fürer verbunden war und es bleibt.

Dem Stiftungsrat der Stiftung Turmhof gehört der Strippenzieher erst seit 2011 an. Dafür sassen oder sitzen viele Bekannte in diesem Gremium, so Ernst Mühlemann und Swissair-Manager Paul Reutlinger, beide inzwischen verstorben, Philipp Stähelin, Walter Oberhäsli, CEO der Versandapotheke zur Rose, und neu Sven Bradke, Verwaltungsratspräsident der Kommunikationsberatung Mediapolis, auch er ein Kumpel von Fürer. Und was im Turmhof tatsächlich läuft, bestimmt seit je nicht der Stiftungsrat: Vivian Brunner, Leiter des Private Banking der TKB, trat denn auch dieses Jahr entnervt zurück, weil er als Präsident der Finanzierungs-kommission nicht erfuhr, ob Gönnerbeiträge tatsächlich einbezahlt oder nur versprochen worden waren. Bei einem Betriebskonzept, das die Fachhochschule St. Gallen letztes Jahr erstellte, hatte er darauf gedrängt, dass die Autoren bei den Risiken den möglichen Reputationsschaden für die Stiftungsräte nicht gleich zuoberst aufführen sollten.

Das ambitionöse Vorhaben, den Turmhof zum «kulturellen Leuchtturm am Untersee» samt privaten Ferienwohnungen aufzuwerten, trieb von Anfang an der (in der Stiftungurkunde nicht vorgesehene) geschäftsführende Ausschuss mit Fürer als Motor voran. Die Bauten plante der Architekt Hans Bissegger, von dessen Talent das Frauenfelder Eisenwerk mit seinem Nebeneinander von Wohnen, Arbeiten und Kulturschaffen zeugt. Und für die Kommunikation sorgte der Publizist Alex Bänninger, ehemals Filmpapst des Bundes und Kulturchef von SF DRS. In ihrem Flugblatt vom Frühling hielt Doris Hertner-Diethelm fest: «Seit Jahr und Tag stellt dieser längst im AHV-Alter stehende Herr der Stiftung den stolzen Stundensatz von 200 Franken, ja selbst für reine Sekretariatsarbeiten sage

und schreibe 120 Franken pro Stunde (zuzüglich Spesen und Mehrwertsteuer) in Rechnung.» Die Stiftung habe so bis 2011 ihrem Geschäftsführer mehr als 350 000 Franken überwiesen.

Das 3-Millionen-Gründungskapital war denn auch schon drastisch geschrumpft – ohne sichtbares Ergebnis, abgesehen von der



Hauptrolle: Advocat Robert Fürer.



Geldquelle: Doris Hertner-Diethelm.

Ausstattung des Foyers mit Le-Corbusier-Sesseln –, als Alfred Hertner am 4. Dezember 2006 starb. Am 15. Dezember zerriss Doris Hertner-Diethelm deshalb ihr Testament und schenkte ihr ganzes Vermögen von über acht Millionen ihrer Tochter als einzigem Kind. Noch vor der Beerdigung kam am 10. Januar 2007 ein Freund der Familie, der im Stiftungsrat sass, zum Kondolieren vorbei, bot der Witwe seine Hilfe an und brachte sie am folgenden Tag zum Notar. Dort unterschrieb sie arglos einen Brief, den man ihr hinlegte: den Antrag auf eine Beistandschaft auf eigenes Begehren.

Die Putzfrau klärte sie auf

Eine Woche später widerrief die Witwe – die sich an diese traumatisierenden Vorgänge nicht mehr erinnern kann – den Antrag. Wieder schlugen ihre Gegenspieler schnell zurück. Thomas Baumgartner, Stadtammann,

Vorsitzender der Vormundschaftsbehörde und Präsident der Stiftung Turmhof, schickte am nächsten Tag, einem Samstag, den Notar als Vormundschaftssekretär zur Witwe, um sie nochmals einen Brief unterschreiben zu lassen: das Begehren auf Entmündigung samt Verzicht auf Rechtsmittel – obwohl der Hausarzt die 84-Jährige «in urteilsfähigem Zustand» sah. Die Entmündigung wurde über das Wochenende durchgezogen; Doris Hertner-Diethelm erfuhr davon zufällig kurz vor Rechtskraft, weil ihr die Putzfrau sagte, ihre Entmündigung stehe im Amtsblatt.

Als Anwalt der Witwe bot sich zu dieser Zeit der Ex-TKB-Präsident Peter Lindt an. Nachdem sie ihre Entmündigung angefochten hatte, vertrat er vehement die Interessen der Stadt Steckborn. Erst Ende 2008 hob das Verwaltungsgericht die Entmündigung auf. Stadtammann Baumgartner verlor 2011 in einer Kampfwahl sein Amt und bekam eine Strafe wegen Amtsgeheimnisverletzung, Anwalt Lindt erhielt eine scharfe standesrechtliche Sanktion. Der Notar focht einen Strafbefehl wegen Falschaussage zum Arztzeugnis vor Verwaltungsgericht mangels Beweisen erfolgreich an, der Amtsvormund arbeitet nicht mehr für Steckborn. Und das Kantonsparlament hiess schliesslich gut, dass Doris Hertner-Diethelm ihr Ehrenbürgerrecht zurückgab – gegen den Widerstand der Stadt.

In Steckborn kehrt kein Frieden ein

Trotzdem kehrt in Steckborn kein Frieden ein. Denn Robert Fürer – dem sich kein Mittun bei der Entmündigung nachweisen lässt – treibt sein Bauprojekt unverdrossen voran. Daran hinderte ihn als Geschäftsausschussmitglied der nationalen Stiftung Pro Patria auch nicht, dass die Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission sowie die Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege im Sommer befanden, das Projekt sei «insgesamt eine schwere Beeinträchtigung des Ortsbildes von nationaler Bedeutung».

Der Stiftungsrat reichte die angeblich nicht umstrittenen Teile seines Baugesuchs umgehend wieder ein; er kündigte dem Museum, also dem eigentlichen Stiftungszweck, und fordert von der Heimatvereinigung einen Beitrag von 100 000 Franken gemäss der Grundsatzvereinbarung von 2002 – die er konsequent missachtet hatte. Ausserdem beklagte er sich bei der Stifterin, am 2. Dezember 2002 seien gar nicht drei Millionen überwiesen worden: Das damals vermachte Aktienportfolio, mit einem Überschuss von Fr. 121.30, der «gelegentlich zurückerstattet werden» sollte, hat stark an Wert verloren.

Affaire à suivre. Eben: Am 2. Dezember kann Steckborn das Jubiläum seines zehnjährigen Kleinkriegs feiern. Doris Hertner-Diethelm, die zurückgezogen, aber rüstig immer noch im Städtchen lebt, will es begehnen. ○

Samsung bewegt Korea

Alle reden von Apple, aber mindestens so beeindruckend ist der Aufstieg des koreanischen High-Tech-Riesen Samsung. Der Konzern sprengt alle Dimensionen. *Von Henrique Schneider*

Am Morgen des 29. August 2012 erreichten 30 Lastwagen, gefüllt mit 5-Cent-Münzen, das Apple-Hauptquartier in Kalifornien. Der südkoreanische Rivale Samsung hatte entschieden, auf diese Weise seine patentrechtliche Strafe von einer Million US-Dollar zu bezahlen. Das provokativ zur Schau getragene Selbstvertrauen kommt nicht von ungefähr. Das Konglomerat – koreanisch: *jaebeol* – erwirtschaftet einen Jahresumsatz von etwa 250 Milliarden US-Dollar, was 20 Prozent des koreanischen Bruttoinlandsprodukts (BIP) entspricht; die zirka 370 000 Angestellten nennen sich stolz «Samsung men». Mit Aktivitäten in so verschiedenen Branchen wie Elektronik, Finanzen, Versicherungen, Dienstleistungen, Bau und sogar Freizeitgestaltung ist Samsung ein Bestandteil der koreanischen Gesellschaft und der globalen Wertschöpfungskette. Das Unternehmen produziert alles vom Handy über Freizeitparks bis hin zu Grossbauwerken.

Der Konflikt mit Apple zeigt nicht zum ersten Mal, dass die Samsung-Dynastie es mit den ganz Grossen und Mächtigen aufzunehmen bereit ist. Ein für das Unternehmen noch denkwürdiger Augenblick war im Mai 1961, als sich das koreanische Militär unter der Leitung von General Park Chung Hee an die Macht putschte. Der neue starke Mann versprach, die Vorherrschaft der einflussreichen Industriekonglomerate zu brechen. Und er tat es mit eiserner Hand: Praktisch alle ihre Eigentümer wurden eingesperrt. Lee Byung Chull, dem Gründer Samsungs, gelang jedoch die Flucht nach Japan. Dort kam er aber nicht zur Ruhe. Er kehrte nach Korea zurück und stellte sich dem Diktator. Was einem Selbstmordver-

such glich, begründete bald die stärkste Allianz in der Geschichte des Landes.

«Es ist falsch, dass erfolgreiche Unternehmer als Kriminelle behandelt werden und Erfolglose straffrei ausgehen. Wir müssen unser Land entwickeln, und dafür brauchen wir erfolgreiche Unternehmer.» So erinnert sich Lee an das Gespräch. General Park antwortete: «Meine Berater diskutieren ständig und erreichen nichts. Was schlagen Sie vor?» Lee triumphtierte: «Befreien Sie die Unternehmer; setzen Sie sie ein!»

Das war die Geburtsstunde des Staatskapitalismus in Südkorea, der mehrere Jahrzehnte die Entwicklung des Landes beherrschen sollte. Heute ist der Staatskapitalismus Geschichte, doch Samsung ist immer noch die unangefochtene Nummer eins des Landes.

Am Anfang stand ein japanischer Kredit

Um zu verstehen, woher dieser Erfolg kommt, blenden wir zurück in die Anfänge: Bereits in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts hatte das japanische Kaiserreich – damals Besatzungsmacht in China und Korea – mit steigenden Produktionskosten seiner Konzerne (*zaibatsu*) zu kämpfen. Eine Erleichterung versprach sich Japan vom Bestreben, Korea «japanischer» zu machen und den Kapitalismus dort aufzubauen. Die japanische Staatsbank gab den lokalen Grossgrundbesitzern günstige Kredite, damit sie billigen Reis und andere Nahrungsmittel für Japan produzierten.

So erhielt auch Samsung-Gründer Lee Byung Chull als Sprössling eines Grossgrundbesitzers und erst noch in Tokio ausgebildet, im Jahre 1936 einen ersten Kredit. Wiederum



Bereitschaft, Branchen und Strategie zu wechseln:



Morgengymnastik bei Samsung in Korea.



370 000 Angestellte: Arbeiterin in Indonesien.



Konkurrenzkampf: Samsung Galaxy, 2011.



Samsung an der internationalen Funkausstellung in Berlin.

mit japanischem Geld gründete Lee im Jahr 1938 seine Firma Samsung (wörtlich bedeutet das «sehr wertvoll», wird aber praktischerweise mit «drei Sterne» übersetzt).

Bier für die Besetzer Chinas

Ihren ersten Höhenflug erlebte die Firma bereits im Gründungsjahr. Japan veranlasste, dass die japanischen Soldaten im besetzten China mit getrocknetem Fisch aus Nordkorea versorgt werden. Und weil dort, wo Soldaten sind, auch Bier gefragt ist, stieg Lee sogleich in den Bierhandel ein.

Selbst der Zweite Weltkrieg konnte Samsung nicht stoppen. Von 1943 bis weit in die fünfziger Jahre expandierte Lees Netzwerk gar nach Hongkong und Singapur, und Samsung kon-

zentrierte sich auf den Import von seltenen Gütern wie Zucker, Nähmaschinen oder Düngemittel. Da Samsung das einzige international tätige Unternehmen in (Süd-)Korea war, sicherte es sich eine monopolartige Stellung.

Das Geschick beschied Lee sogar während des Koreakriegs (1950–1953) geschäftliche Erfolge. Da jeder Krieg metallische Abfälle generiert, exportierte Samsung Altmetall und importierte dafür Lebensmittel, die in jeder Kriegswirtschaft dem Verkäufer zum Vorteil gereichen.

Nach dem Krieg setzte der zunächst demokratisch legitimierte Präsident und dann zunehmend autokratisch regierende Diktator Rhee Syng Man auf die Selbstversorgung Koreas. Dafür brauchte der neue starke Mann Unterneh-

men mit Kapital. Die wenigen, die im Krieg Kapital akkumulieren konnten, wurden so zu den wichtigsten Verbündeten Rhees – so auch Lee, der gemeinsam mit dem Diktator den Staatskapitalismus erfand: Die Regierung sicherte den Geschäftsleuten Monopole zu; die Unternehmen sicherten der regierenden «Liberalen Partei» bestimmte «Freundlichkeiten» zu.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Landes wurde zum Ergebnis eines politischen Tauschs. Das ist die Wurzel der grossen *jaebeol*, wie sie heute noch existieren: LG, Hyundai und Lotte sind alles Kinder jener Zeit. Samsung war mit von der Partie. Lee erkannte, dass Kapital die Quelle der Macht ist, und beteiligte sich an Banken. Das Ziel war wohl, nicht nur die US-Entwicklungsgelder zu erhalten, son-

Wer hat's erfunden?

Trotz erbittertem Kampf: Apple und Samsung sind aufeinander angewiesen.

Zwischen Krieg und Frieden – so kann man den Umgang der beiden Technik-Giganten Apple und Samsung miteinander beschreiben. Sie schenken einander nichts und sind doch aufeinander angewiesen. Apple braucht Samsung, denn in jedes iPhone oder iPad sind koreanische Komponenten installiert. Samsung braucht Apple, weil der Kunde aus Cupertino nicht nur stetige Aufträge garantiert, sondern auch noch Technologieentwicklung betreibt. Und trotzdem: Auf dem Absatzmarkt wird um jeden Kunden hart gerungen. Ein wichtiger Faktor dabei ist das Design. Es geht also um die alles entscheidende Frage: Wer hat's erfunden? Konkret: Hat Samsung das Design von Apple kopiert?

Im August 2012 hatte ein Gericht in San Jose (USA) das südkoreanische Unternehmen zu einer Schadensersatzzahlung in Höhe von mehr als einer Milliarde US-Dollar an Apple verurteilt. Dagegen hatte Samsung Revision eingelegt. Als Apple dann versuchte, auf gerichtlichem Wege die Einstellung des Verkaufs von Samsungs Galaxy-Telefonen und -Tablets zu erzwingen, kippte das Glück. Ein US-amerikanisches Berufungsgericht befand, dass dies zu weit gehe. In den ersten Novembertagen doppelte ein britisches Gericht nach. Nicht nur wurde Samsung vom Vorwurf freigesprochen, mit dem «Galaxy Tab» das Design des iPad zu kopieren, Apple musste dies auch in ausgesuchten Zeitungen sowie auf der Website bekanntgeben. Als dann Apple bei der Umsetzung des britischen Urteils mehrmals nachbessern musste, wurde die US-Firma dazu verpflichtet, die angefallenen Prozesskosten bei Samsung zu übernehmen.

Zwischendurch kamen Gerüchte auf, dass Samsung keine Produkte und Komponenten mehr an Apple liefere. Diese entpuppten sich aber als unwahr. Dann kam die umgekehrte Meldung, dass sich Apple von Samsung emanzipiere, doch es wurden angeblich keine Ersatzlieferanten in China gefunden. Koreanische Zeitungen sind überzeugt, dass Samsung den abtrünnigen Kunden mit einer Preiserhöhung von 20 Prozent auf Prozessoren bestraft. Während die beiden Firmen einander beliefern und bezahlen, bekriegen sich ihre Juristen. (hrs)



Flucht nach Japan: Samsung-Gründer Lee.

den auch für ihre Verteilung zuständig zu sein. Im Jahr 1957 verfügte Samsung über namhafte Beteiligungen an drei der vier grössten koreanischen Banken.

«Keine Gewerkschaften»

Doch allmählich fingen die Schwierigkeiten an. Ende der fünfziger Jahre war der koreanische Markt übersättigt. Erstmals hatten die Käufer eine dominierende Stellung, und so gerieten die staatlich geschützten Angebotsmonopole in Schwierigkeiten. Gleichzeitig kam es zu einem Streik im Samsung-Hauptwerk Cheil. Das war ein Schock: Das Werk bot die fortschrittlichsten Arbeitsbedingungen Koreas. In Wohnsiedlungen für Arbeiterinnen mit Gärten, Waschräumen und gesäuberten Toiletten wurde ein Standard geboten, der herausragend war; im Volksmund hiess es sogar die «Cheil-Universität». Dass der politisch motivierte Streik ausgerechnet dort stattfand, empfand Lee als Verrat. Er führte die bis heute

Lee schlug eine neue Allianz vor: zwischen dem Militär und den Unternehmen.

gültige Politik: «keine Gewerkschaften», ein. Und dann kam das Schlimmste: der Militärputsch von Park Chung Hee im Jahr 1961 mit Nationalisierungen und Enteignungen. Der General, der die Macht der *jaebeol* brechen wollte, machte Ernst. Unternehmer wurden eingesperrt oder flüchteten ins Ausland. Nur einer kam aus dem Ausland zurück und schlug eine neue Allianz vor: zwischen dem Militär und den Unternehmen!

Lee gelang es in der bereits geschilderten denkwürdigen Stunde, General Park zu überzeugen, eine neue Verbindung einzugehen. Den Militärs, welche bislang nicht zur herrschenden Klasse gehörten, wurde die politische Macht vollständig überlassen. Die Unternehmen boten sich als Instrumente des Staates an. Der neue Machthaber willigte ein, da er unter enormem Druck stand: Die Bevölkerung verlangte Entwicklung, und die internationale Gemeinschaft beobachtete Korea mit



Zweite Generation: CEO Lee Kun Hee.

Skepsis; die US-amerikanische Entwicklungshilfe wurde drastisch gekürzt. Nur mit sichtbaren Erfolgen würde Parks Macht Bestand haben. So verabschiedete sich der Diktator von der Idee, Korea als Selbstversorgungsinsel neu zu erfinden. Stattdessen sollten die Unternehmen sich auf die chemische und die Schwerindustrie konzentrieren und zu Exportmotoren werden.

Revolutionäres Speichermodul

Die *jaebeol* wurden gerne zu Instrumenten des Staatskapitalismus und betrieben Reedereien, Autofabriken, Raffinerien, Stahlproduktions- und Petrochemie-Werke. All dies mit dem Segen und unter dem Schutz des Staates. Samsung ging noch weiter und diversifizierte auch im Binnenmarkt, bot Versicherungen, Immobilien, Presseprodukte und Papier feil. Lee meinte, dass der Erfolg der Exportstrategie auch zu einem grösseren Inlandmarkt führen würde. Es war zu dieser Zeit, als bei Samsung das Interesse für die Elektronik erwachte.

Zwar vergingen ganze zehn Jahre, bis Parks Strategie Erfolge ausweisen konnte. Doch dann kam der Durchbruch. Die Wachstumszahlen von 1971 bis 1979 lagen real bei mindestens vier Prozent im Jahr. Und so wuchsen auch die *jaebeol*. Zwischen 1972 und 1978 stieg die Anzahl der Unternehmen in der Samsung-Familie von 16 auf 33; erstmals hatte Samsung über 200 000 Angestellte.

Die Ermordung Parks im Jahre 1979 liess, zusammen mit Massendemonstrationen, dunkle Wolken unter den drei Sternen von Samsung aufziehen. Lee ahnte es: Demokratisierung war unumgänglich, und damit wohl auch die Öffnung des Binnenmarktes. Also musste Samsung den noch bestehenden Vorsprung nützen, um zu lernen, mit freien Märkten umzugehen.

So geschah es: Mit der erstmals wirklich demokratischen Regierung im Jahr 1988 kam die Liberalisierung des Binnen- und Aussenmarktes. Der Export blieb dank den «drei Tiefs» weiterhin stark: tiefe Ölpreise, Zinsen und tiefer Won-Kurs (nicht aber tiefe Löhne, denn das Land war bereits etwas wohlhabend geworden). Samsung wollte aber nicht nur im



Dritte Generation: COO Lee Jae Yong.

Export tätig sein, sondern selber Produkte entwickeln. Mittel dazu war das 1969 gegründete Tochterunternehmen Samsung Electronics. In den Achtzigern nahm der Konzern die Fertigung elektrotechnischer Artikel in Angriff, wobei man sich frühzeitig auf Unterhaltungselektronik und Haushaltsgeräte konzentrierte. 1984 entwickelte Samsung, nur zehn Monate nach dem Einstieg ins Geschäft mit Speichermodulen, das damals revolutionäre DRAM (Dynamic Random Access Memory). Der Erfolg bekräftigte den alternden Lee in seiner Vorstellung, dass nur Innovation zu Wettbewerbsvorteilen führt.

Das war die bahnbrechende Erkenntnis, welche den Weg für den zukünftigen Erfolg

können sich innovativ betätigen. Diese Politik führte unter den Mitarbeitern zum Stolz, ein «Samsung man» zu sein.

Lee Kun Hee, der Sohn Lee Byung Chulls, übernahm 1991 die Führung von Samsung. Als das Exportgeschäft wegen des Wertanstiegs des Won und des vermehrten Protektionismus der USA und in der EU zu stocken anfang, proklamierte der jüngere Lee: «Wir ändern alles – ausser Ihre Frau und Ihre Kinder.»

So wurde das Unternehmen in die noch heute operierenden Sparten unterteilt. Erstmals investierte das Konglomerat mehr in die interne Prozessverbesserung als in die Expansion. Vor allem kulturell fanden zwei bedeutende Neuerungen statt. Erstens setzte der jüngere Lee auf das Motto «Samsung gegen den Rest der Welt» und konnte dafür auf den «Samsung man» aufbauen. Loyalität und Aufopferung zugunsten der Firma wurden gross geschrieben. Zweitens führte Lee den Wettbewerb zwischen den Sparten ein. Er sah, dass seit der Öffnung des Markts die Wirtschaft effizienter geworden war, und wollte dieses Prinzip auf Samsung übertragen. Nach dem neuen System sollten Sparten, Arbeitsgruppen und Angestellte miteinander im Wettbewerb stehen. Ein Lohnanreizmodell wurde eingeführt. Es erlaubte einem Arbeiter, einen Zuschlag von bis zu 500 Prozent auf sein Fixum zu verdienen. Das Modell führte zu Innovation, Effi-

dem Druck eines noch der ökonomischen Logik folgenden Internationalen Währungsfonds), ein hartes Sparprogramm zu fahren, der Inflation Herr zu werden und das Land noch stärker in die Globalisierung einzubinden als bis dahin. Bereits um das Jahr 2000 fand die Wirtschaft zum Wachstum zurück.

Und dabei blieb es bis heute: Nach den Angaben der Weltbank beträgt das kaufkraftkorrigierte BIP Koreas 31 750 US-Dollar (höher als das europäische mit 31 550 Dollar). Die Masseneinheit für die Ungleichverteilung der Einkommen, der Gini-Koeffizient, ist mit 0,31 etwas schlechter als in Skandinavien (0,28) und etwas besser als in der Schweiz (0,33). Auch der Krise von 2008 hat Korea getrotzt. Sie kostete zwar 1,2 Millionen Jobs, doch das Wachstum betrug bereits 2012 wieder sechs und im Jahr 2011 über vier Prozent. Die Arbeitslosigkeit ist mit drei Prozent gering. In diesem Umfeld gedeihen die Geschäfte von Samsung.

Im Dezember 2012 wählt Korea einen neuen Präsidenten. Alle Kandidaten beten die üblichen Wahlkampfversprüche her, die in Korea rituell auch die Beschneidung der Macht der *jaebeol* beschwören. Gleichzeitig bereitet sich Samsung auf die Machtübergabe an Lee Jae Yong, den dritten Lee, vor.

Was macht Samsung aus? Opportunismus scheint eine immerwährende Qualität zu sein. Ob in Zusammenarbeit mit Japan oder als Ins-

Return on Investment?
Ein Kuss mindestens.
made by Gübelin.




des Unternehmens ebnete. Auch heute noch sieht Samsung seine Zukunft in der Innovation. Das Ziel ist eine stetige Verbesserung der Komponenten (Geschwindigkeit, Kosten), aber auch die Vernetzung der Anwendungen. Samsung peilt das Zusammenspiel aller Produkte, von der Waschmaschine bis zum Smartphone, an, mit der Absicht, eine *Samsung experience* zu schaffen, wie es Apple vorgemacht hat.

Der Stolz, ein «Samsung man» zu sein

Trotz strikt antigewerkschaftlicher Position sieht Samsung seine Mitarbeiter als wichtigsten Rohstoff. Firmengründer Lee entwickelte in den 1980er Jahren ein unternehmensinternes Wohlfahrtssystem. Das sah einen höheren Lohn als marktüblich vor und sicherte den Angestellten Krankenversicherung und Bildungsurlaube zu. Letzteres schien Lee besonders wichtig, denn nur gebildete Angestellte

zientz und realen Lohnsteigerungen von durchschnittlich 6 Prozent im Jahr. Mit diesen und anderen Massnahmen konnte Lee den Gewinn seines *jaebeol* um das 28fache steigern.

Derart war er der «schöpferischen Zerstörung» verpflichtet, dass es ihm gelang, die Krise von 1997 zu überstehen. Während in Korea etwa 23 000 Firmen den Konkurs anmeldeten, fokussierte Samsung auf das Wesentliche: Elektronik, Finanzen, Handel und allgemeine Dienstleistungen. Alles, was nicht in diese neue Struktur passte, wurde abgestossen. In den ausgegliederten Bereichen gründete Samsung total 231 KMU. Auch die Belegschaft wurde von etwa 170 000 im Jahr 1996 auf 113 000 im Jahr 1999 reduziert.

Liebe zum Wettbewerb

Glück begleitete auch den jüngeren Lee. Korea antwortete auf die Krise mit noch mehr Liberalisierung. Die Regierung entschied (unter

trument im Staatskapitalismus, Samsung fand Platz darin. Die Bereitschaft, Branchen und Strategie zu wechseln, gehört ebenso zu den betriebswirtschaftlichen Qualitäten des *jaebeol*. Neuere Qualitäten sind die Entdeckung des Wettbewerbs und seine Anwendung im Inneren des Konglomerats. Samsung scheint den Wettbewerb regelrecht zu lieben. Das Management vertraut dem Wettrennen zwischen Gruppen und Sparten. Es kann vorkommen, dass mehrere Abteilungen gleichzeitig an der Entwicklung desselben Produkts arbeiten. Damit wird die Innovationsrate beschleunigt.

Wer gedacht hatte, dass der träge Staatskapitalist unter der eigenen Masse untergehen würde, sah sich getäuscht. Samsung und Korea erfinden sich immer wieder neu. Korea bewegt Samsung, und Samsung bewegt Korea.

Henrique Schneider ist Ökonom. Er arbeitet beim Schweizerischen Gewerbeverband und ist Lehrbeauftragter an der Seoul National University in Korea.

Zahia zum Geburtstag

Als minderjährige Edel-Prostituierte geriet Zahia in die internationalen Schlagzeilen. Heute reissen sich Modemacher und Fotografen um die schweigsame Blonde, die in Frankreich als Aufsteigerin des Jahres gilt. *Von Franziska K. Müller*

Als Sechzehnjährige entfloh Zahia der tristen Pariser Vorstadt, indem sie mit der Metro an die glitzernden Champs-Élysées fuhr. Während ihre Mutter glaubte, die minderjährige Tochter übernachtete bei einer Freundin, ging das Mädchen knapp bekleidet, die blond gefärbte Mähne «à la Bardot» frisiert, dem ältesten Gewerbe der Welt nach und verdiente aufgrund ihrer fraglos verheissungsvollen Schönheit viel Geld.

Reiche und berühmte Männer gehörten zu ihren Kunden. Sie habe nie den ersten Schritt gemacht, sondern nur auf Offerten reagiert, erklärte Zahia Dehar vor zwei Jahren. Da stand die graziöse Kosmetikerin mit algerischen Wurzeln bereits im Zentrum eines Riesenskandals, der als «Birthdaygate» weit über die Landesgrenzen hinaus für Schlagzeilen sorgte. Es ging um Prostitution von Minderjährigen, einen vermuteten Zuhälterring, vor allem aber um den französischen Fussballgott und FC-Bayern-Star Franck Ribéry. Der verheiratete Vorzeigevater hatte den Teenager nach München in ein Luxushotel eingeladen, dort soll es ihm als offizielles Geburtstagsgeschenk eine wilde Nacht beschert haben. Wenig später wurde bekannt, dass auch Ribérys französischer Teamkollege Karim Benzema die Dienste von Zahia beansprucht hatte.

Die pikanten Ingredienzien der Geschichte – sehr junge Frauen, reiche und berühmte Männer, viel Geld – sind nicht neu. Aber während andere Edelhuren schleunigst aus dem Blitzlicht verschwinden, sobald sich die Wogen des rufschädigenden Geschehens ein wenig geglättet haben, blieb Zahia verfügbar. Bald posierte sie auf der Titelseite der französischen Postille *Paris Match* und sprach, nach ihren Plänen befragt, den zauberhaften Satz: «Ich fühle mich ein wenig verloren.»

«Achtes Weltwunder»

Seit Karl Lagerfeld das Freudenmädchen zu seiner offiziellen Muse erklärt hat, geht es mit der Karriere steil bergauf, und manche Projekte dürfen als durchaus seriös bezeichnet werden: Das Künstlerduo Pierre et Gilles liess sich von Zahia zu einer Porträtserie inspirieren, von einer baldigen Zusammenarbeit mit David LaChapelle ist die Rede, und die französische Nationalheilige Isabelle Adjani will einen Dokumentarfilm über das «Phänomen Zahia» drehen. Nationale und internationale Hochglanzmagazine widmeten dem «achten Weltwunder» (*Vanity Fair*) seitenlange Foto-



«Schlecht im Rechnen»: gefeierte Prostituierte Zahia auf dem Laufsteg in Paris.

strecken, die durch so schillernde Namen wie Ellen von Unwerth und Greg Williams realisiert wurden, zudem stand die «Ikone», wie sie nun genannt wird, für verschiedene Kurzfilme vor den Kameras. Dutzende von Journalisten versuchten im vergangenen Jahr ein Interview mit dem wortkargen Geschöpf zu erhalten. Wenn die heute Zwanzigjährige zum Interview empfängt, ist auch dies keine kostengünstige Angelegenheit, und gleichzeitig handelt es sich bei dieser Strategie um einen weisen Schachzug. Eine der wenigen öffentlichen Befragungen, der sie sich stellte, endete in einem sogenannten Shitstorm. Lächerlich! «Kann sie einen Satz zu Ende sprechen?» – «Ist sie debil?», lauteten die freundlicheren Kommentare, die in den sozialen Netzwerken abgegeben wurden. Auch die zweite Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, brachte keine Imageverbesserung. Im Rahmen eines Kurzfilms blättert sie als sexy Rotkäppchen in einem dicken Schmöker, legt den Zeigefinger an den Mund, blickt etwas ratlos in den Himmel und kommt zum Schluss: «Ein Buch ohne Bilder ist sinnlos.»

Wohlerzogen und schüchtern

Die Aura der willigen Kurtisane zelebriert sie im Rahmen ihrer professionellen Engagements ausgiebig. Privat verhält sich die mädchenhafte Aufsteigerin eher wie eine Nonne. Selten tritt sie öffentlich in Erscheinung, sie tanzt auf keinen Partys, wird von keinen Paparazzi im Schlampenlook entdeckt, sie nimmt an keinen VIP-Events teil, flucht nicht, trinkt nicht und zeigte sich noch nie mit einem Lover an ihrer Seite. Erstaunlich diskret, wohlerzogen und schüchtern habe sich der Männertraum präsentiert, so erzählen jene, denen sie kürzlich eine ihrer raren Audienzen gewährte.

Die traditionsreiche linke Tageszeitung *Libération* wollte kürzlich der zum Leben erweckten Gegenthese sämtlicher feministischen Ideale eine vielseitige Geschichte in der Stil-Beilage widmen. Im nicht ganz so falschen Bewusstsein, dass jeder öffentlich gesprochene Satz dem Mythos weiter schadet, soll Zahia dermassen hohe Honorarforderungen gestellt haben, dass das Vorhaben fast gescheitert sei. Doch dann empfing die einstige Banlieue-Prinzessin die Zeitungleute in ihrem neuen Zuhause, einem palastähnlichen Appartement, im schicken 16. Arrondissement von Paris gelegen und nach den hochexklusiven Ideen der jugendlichen Hausherrin eingerichtet. «42 Kilogramm. Schuhgrösse 35. Kurze Nägel. Hohe Absätze. Miss Dior Chérie» lauten die Stichwörter zum zivilen Auftritt einer Göttin, die man bisher nur in mehr oder weniger unbekleidetem Zustand zu sehen bekommen hatte.

Wenn sie lächle, was sie wohlweislich selten tue, zeigten sich Mäusezähnnchen, «wie bei einem Kind». Aber das Erstaunlichste: «Bei

peinlicheren Fragen senkt sie den Blick.» «Flugzeugpilotin», nannte sie ihren eigentlichen Berufswunsch, und als «nicht besonders nett» beschrieb sie ihren berühmtesten Kunden, den verheirateten Fussballer. «Ich tat, was er von mir verlangte.» Auf die Frage, wieso sie ihren Körper im Schulmädchenalter an reiche Männer verkauft habe, antwortet Zahia: «Wegen des Geldes.» Genauer gesagt: 2000 Euro pro Nacht. «Wer sind Sie eigentlich?», rief eine beinahe verzweifelte Journalistin, nach einem schweisgsamen, aber delikaten Mittagessen auf feinstem Porzellan. Zahia: «Ich weiss es nicht. Das bestimmen andere.»

Geheime Geldquelle

So viel Verfügbarkeit und Naivität, so viel scheinbare Schutzlosigkeit fasziniert in Frankreich immer, und dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um eine lolitahafte Sängerin mit Namen Vanessa Paradis handelt, die als



Wilde Nacht in München: Fussballstar Ribéry.

vierzehnjährige Nympe im Hexagon für Furore sorgte, oder um die über fünfzigjährige Schriftstellerin Catherine Millet, die in literarischer Form über die willenlos ausgetragenen Abenteuer mit Hunderten von Männern berichtete. Als Projektionsfläche für alle Fantasien eignet sich Zahia, die Hure und Heilige in einer Person vereint, ausgezeichnet. Während Karl Lagerfeld seine Muse für «eine sehr französische Art der Galanterie» hält und ihren Status mit demjenigen früherer Kurtisanen vergleicht, zeigen sich andere von ihrem Sex-Appeal wie verzaubert und fabulieren – scheinbar jeglicher geistigen Kapazität beraubt – in blumigen Worten daher.

Der bekannte französische Galerist Pierre Passebou sagt: «Mein Treffen mit ihr war ein ästhetischer Schock: Sie ist eine lebendige Skulptur.» Der amerikanische Starfotograf Greg Williams schwärmt, er habe noch nie eine Frau wie Zahia getroffen, sie sei ausserirdisch schön und gleichzeitig eine Popkultur-Ikone. Auch Stephen Gan, Chefredaktor des *V-Magazins*, war hin und weg: «Zahia ist so sanft wie

Marilyn Monroe, so frech wie Brigitte Bardot und so unverschämt wie Madonna.» Dass sie den Männern den Verstand zu rauben weiss, liegt auf der Hand. Dass der Preis für weitere Gefallen weiterhin Geld ist, in der Zwischenzeit allerdings so viel, dass damit – ganz nostalgisch – auch Machtwillen und Einflussnahme einer Maitresse verbunden sein könnten, lässt die erste Lingerie-Kollektion der Aufsteigerin vermuten. Dabei schaffte Zahia in kürzester Zeit, wofür andere jahrelang arbeiten müssen: Sie durfte ihre Entwürfe Anfang Jahr im Rahmen der ehrwürdigen Pariser Modeschauen im Palais de Chaillot präsentieren.

Nach Schätzungen von Insidern sollen Show und Produktion der Kreationen mehrere Millionen Franken gekostet haben. Feenartige Wesen, darunter diverse Topmodels mit entsprechenden Gagen, sprangen aus gigantischen Cupcakes und führten nach den elaborierten Kriterien der Haute Couture geschaffene Dessous vor, die so winzig ausfielen, dass die gesamte Kollektion vermutlich in einem Schuhkarton angeliefert wurde. Am Schluss einer atemberaubenden Darbietung trat die Chefin aus einer zwei Meter hohen Barbie-Plastikschachtel und präsentierte die hochgeschlossene Hochzeitskreation: ein mit Seidenblüten besticktes, transparentes Gebilde, das sich blasphemisch über die berüchtigte Silhouette spannte.

Kritik blieb freundlich

Als sich Zahia in dieser Kreation lieblich lächelnd über den Laufsteg schwang, lag ein Knistern in der Luft, und die prominenten Besucher – darunter Vanessa Paradis – seufzten sehnsüchtig. Der Applaus fiel gigantisch aus, die ansonsten gnadenlose Kritik blieb erstaunlich freundlich und nannte die Entwürfe «verrückt, zauberhaft, burlesk». Woher denn all das Geld stamme, wollte *Libération Next* bereits aufgrund des präsentierten Millionen-Domizils im 16. Arrondissement wissen. «Ich bin Mieterin und sehr schlecht im Rechnen», flüsterte Zahia, den Blick auf den kuscheligen Teppich gesenkt. In der Zwischenzeit weiss man mehr über die sprudelnden Geldquellen: Die Lingerie-Kollektion kam durch einen asiatischen Investitionsfonds zustande. Was auch erklärt, wieso Dutzende von Stylisten, Schneiderinnen, Federmachern, Paillettenstickern – darunter die Besten ihrer Zunft und bekannt dafür, dass sie Neulinge nicht mit offenen Armen empfangen – sofort spurten und den Grossanlass in einer fleissigen Nacht-und-Nebel-Aktion auf die Beine stellten.

Wer genau hinter den Millionen steckt und wer den Fonds ins Leben rief, ist nicht bekannt. Doch der Glaube dieser Person an die vielen Talente der Zahia muss gross sein: Mit abermals vielen Millionen Euro soll der Kurtisaneenlook im Januar 2013 in Frankreich und im Ausland lanciert werden. ○

Wenn einer zu gut ist

Nik Hartmann, der Quoten-Garant des Schweizer Fernsehens, sprüht vor Ideen für neue Sendungen. Seine Arbeitgeber am Leutschenbach bremsen ihn. Was sich der erfolgreiche Moderator allerdings nicht anmerken lassen möchte. Stars haben es nicht einfach in der Schweiz. *Von Rico Bandle*

Es tue ihm leid, sagte Nik Hartmann vor einigen Wochen im Schweizer Fernsehen, ohne einen gewissen Stolz verbergen zu können. Es tue ihm leid, dass er in seiner eigenen Sendung vorkomme. Hartmann präsentierte in der Nostalgie-Show «Gipfelstürmer» die «unglaublichsten Momente» der Schweizer Fernsehgeschichte – und landete selbst auf Rang zwölf. Genauer: mit seiner Ankunft auf dem Piz Bernina im Juni 2009 im Rahmen der Wandersendung «SF bi de Lüt». Tatsächlich ist vieles unglaublich an dieser Geschichte: dass eine Wandersendung zum Quotenhit wird, dass ein bärtiger Mann mit Hilfe eines Hundes zum beliebtesten Moderator des Landes avancieren und dass man mit einfachsten Mitteln hochemotionales Fernsehen machen kann, inklusive Tränen auf dem Berggipfel.

Seit der Piz-Bernina-Eroberung ist das Schweizer Fernsehen ohne Nik Hartmann nicht mehr denkbar. Er ist das Gesicht einer Generation, bei der das Bekenntnis zur Heimat kein Stirnrunzeln mehr auslöst, bei der Zeitschriften mit Titeln wie *Landlust* oder *Landliebe* Verkaufsschlager an den Kiosken sind und bei der plötzlich auch in den Szenebars von Zürich über das vergangene Schwingfest diskutiert wird. «Hartmann hat Humor und Lockerheit in die Volkskultur gebracht», sagt Gabriela Amgarten, einstige Unterhaltungschefin des Schweizer Fernsehens, die die erfolgreiche «SF bi de Lüt»-Reihe ins Leben gerufen hat. «Als ich ihn 2005 beim Casting für seine erste Sendung, «Fensterplatz», sah, war mir sofort klar: Der ist es.» Hartmann sei nicht einer gewesen, den man habe aufbauen müssen, im Gegenteil. «Ihn musste man eher bremsen, er zeigte von Anfang an keinerlei Scheu vor der Kamera, was wirklich selten ist. Er war unglaublich verspielt – manchmal zu viel des Guten.»

Mittlerweile hat Hartmann die richtige Balance gefunden zwischen professioneller Moderation und seiner spitzbübischen Spontaneität, die ihm vor allem bei Live-Sendungen zugutekommt. Mühe bereitet ihm, wenn er hinter der Kamera ausgebremst wird. Hartmann ist eine Person voller Tatendrang, immer arbeitet er an mehreren Projekten gleichzeitig, ständig trägt er Dutzende von neuen Ideen mit sich, die er möglichst sofort umsetzen möchte. «Die Welt ist zu langsam für ihn, in ihm steckt immer eine ungeheure kreative Ungeduld», sagt Amgarten. Zuletzt hatte er für das Schweizer Fernsehen eine wöchent-

liche Late-Night-Show konzipiert. Die Pilot-sendung – ein Talk mit Gästen und viel Live-Musik – fiel bei den SF-Verantwortlichen durch. Die Enttäuschung darüber war gross. Arbeitet er sonst bei der Entwicklung seiner Sendungen mit? «Es gibt beim Schweizer Fernsehen Menschen, die dafür verantwortlich sind. Das muss man respektieren.»

Ähnliche Einstellung wie Kurt Felix

Hartmann versucht sich nichts anmerken zu lassen, man will ja nicht schlecht über den eigenen Arbeitgeber reden, doch mit solchen Prinzipien hat er seine Mühe. «Wenn jemand

zwei Wochen vor der Sendung sagt, das könne man nun nicht mehr ändern, so bringt mich das auf die Palme. Mich machen Leute rasend, die dauernd sagen: «Das geht nicht» oder «Das haben wir immer so gemacht.»

Hartmann hat eine ähnliche Einstellung zum Fernsehmachen wie einst Kurt Felix oder Frank Elstner, die ihre Sendungen von Grund auf selbst konzipierten und alle Fäden fest in der Hand hielten. Solche Machertypen sind in den trägen Gebilden der gebührenfinanzierten Sender nicht mehr vorgesehen; auch in Deutschland ist ein Stefan Raab, der noch immer alles selber macht, nur bei einem Privat-



Gläserne Decke des Mittelmasses: Moderator Hartmann.

sender denkbar. Das Problem in der Schweiz: Die Moderatoren haben bei der monopolartigen Stellung des Schweizer Fernsehens keine Alternative. Steckt Hartmann in der Falle? «Nein, so empfinde ich das nicht, ich arbeite sehr gerne für den Betrieb. Aber es wäre schon gut, wenn es eine ernstzunehmende Konkurrenz gäbe.»

Das Schweizer Fernsehen möge einfach keine Stars, sagte Roger Schawinski, als er Nik Hartmann in seiner Talksendung zu Gast hatte. Das sei schon immer so gewesen. Stimmt das? Hört man sich bei SRF-Mitarbeitern um, so vernimmt man Unterschiedliches: SRG-Generaldirektor Roger de Weck sei ein Fan Hartmanns, SRF-Direktor Rudolf Matter schätze ihn als zuverlässigen Quotenlieferanten, TV-Unterhaltungschef Christoph Gebel halte ihn aber bewusst klein. Gebel widerspricht dieser Darstellung. «Ich habe nicht das geringste Problem mit Stars.» Er weist auf das Dilemma hin, in dem sich der Sender befindet: «Einerseits müssen wir Triple-A-Aushänge-

schilder wie Nik Hartmann oder Sven Epiney pflegen, andererseits auch dem Überdruss vorbeugen. Wir hören oft den Vorwurf, dass wir immer dieselben Gesichter zeigen.» Gebel zählt die jungen Moderatoren auf, denen er im vergangenen Jahr eine Chance gegeben hat: Nicolas Senn, Patrick Hässig, Kiki Maeder, Annina Campell oder Viola Tami. «Ich hoffe, dass der eine oder andere von ihnen sich durchsetzen wird.»

Eingesperrt in der Box

Für Gebel ist dies auch eine Prestigesache: Die aktuell erfolgreichen Eigenproduktionen und die wichtigen Aushängeschilder des Senders hat alle seine Vorgängerin Gabriela Amgarten installiert. Gebels Leistung wird man dereinst daran messen, was er Neues in Gang gesetzt hat – und nicht daran, ob er bestehende Stars gepflegt und Erfolgskonzepte weitergeführt hat. Entsprechend ist es auch nicht verwunderlich, wenn er mehr Energie für neue Köpfe aufwendet als für die Weiterentwicklung bisheriger Stars.

Für seinen nächsten grossen Fernsehauftritt wird sich Hartmann im Dezember zum vierten Mal für die Spendensendung «Jeder Rappen zählt» eine Woche lang in einer Glasbox einsperren lassen. Auf Radio DRS 3 und auf den Sendern des Schweizer Fernsehens wird fast rund um die Uhr aus der Box gesendet, die drei Moderatoren übernachteten gar in der Box. Die letzten Ausgaben von «Jeder Rappen zählt» polarisierten stark, Hilfswerke beklagten sich, das Schweizer Fernsehen würde sie in der wichtigen Vorweihnachtszeit beim Spendensammeln konkurrenzieren, viele Radio-

Er lädt zu sich nach Hause ein – ein grosszügiges Einfamilienhaus mit Blick auf den Zugersee.

hörer und Fernsehzuschauer nervten sich an dem aufdringlichen und endlosen Wir-tun-etwas-Gutes-Gedöns. «Ich kann verstehen, dass es einigen Hörern zu viel wird, aber man kann ja umschalten», sagt Hartmann. «Aus Machersicht ist «Jeder Rappen zählt» aber grossartig. Man ist fast durchgehend auf Sendung, hat ein begeistertes Live-Publikum und ein hochemotionales Thema.»

Nik Hartmann ist es nicht unangenehm, über private Angelegenheiten zu sprechen. In der Sendung von Kurt Aeschbacher war er den Tränen nahe, als er von seinem zerebral gelähmten Sohn erzählte. «Soll ich etwa geheim halten, dass ich einen behinderten Sohn habe? Das will ich nicht.» Ein populärer Moderator, ein behinderter Sohn und ein sterbender Fernseh-Hund – das ist der Stoff, von dem die Klatschpresse träumt. Sein Privatleben schützen? In Zeiten von Facebook scheint diese Frage schon fast abwegig. Den Journalisten der

Weltwoche trifft er nicht etwa in einer Kneipe oder in einem Sitzungszimmer, sondern lädt ihn zu sich nach Hause ein – ein grosszügiges Einfamilienhaus mit Blick auf den Zugersee –, stellt ihn seiner Frau und seinen Eltern vor, die gerade den jüngsten Sohn hüten. Und der neue Hund will natürlich auch gestreichelt werden.

Eine geschickte Strategie, damit nicht negativ über ihn geschrieben wird? Nach einem zweistündigen, intensiven Gespräch mit ihm kann man sich das nicht vorstellen: Hartmann ist zwar harmoniebedürftig, aber kein Stratege.

Auch die Rolle des «Mister Volksnah» hat Hartmann nicht gesucht, geschweige denn geplant. Neun Jahre hat er als Radiomoderator gearbeitet – erst bei Roger Schawinskis Radio 24, dann bei DRS 3 – bevor er 2005 darauf aufmerksam gemacht wurde, dass das Fernsehen dringend einen Nachfolger für Sven Epiney in der Sendung «Fensterplatz» suchte. Eine Woche später war das Casting, zwei Monate später moderierte er die erste Ausgabe der volkstümlichen Reisesendung. ««Fensterplatz» hatte vom Stil her überhaupt nichts mit meiner Moderation bei DRS 3 zu tun.» Das Publikum und die TV-Verantwortlichen hatte er aber überzeugt. 2007 folgte der Start der Erfolgssendung «SF bi de Lüt» – und Nik Hartmann war plötzlich nicht mehr die lustige Radiostimme, sondern der Mann fürs Landleben.

Dem Radio ist er trotz des Erfolgs treu geblieben, noch immer moderiert er regelmässig auf DRS 3. «Radio ist noch immer meine Leidenschaft: Dort kann ich die Technik selbst bedienen, habe mehr Freiheiten, das macht Spass», sagt er. Dass TV-Stars wie Sven Epiney, Mona Vetsch oder Hartmann weiterhin am Radio zu hören sind, hat auch pekuniäre Gründe: Im Unterhaltungsbereich sind die Moderatoren nicht festangestellt, sondern werden für die einzelnen Sendungen bezahlt. Das Radio ist ein Sicherheitsnetz für jene Zeiten, in denen keine Fernsehsendung ansteht. DRS 3 bietet offenbar ziemlich komfortable Arbeitsbedingungen: «Bei Radio 24 rannte man dauernd herum, man arbeitete wahnsinnig viel – bei DRS 3 bin ich in den dreizehn Jahren nie ins Schwitzen gekommen. Das meine ich aber positiv.» Eine weitere Verdienstmöglichkeit sind Moderationen an Privatanlässen, sie machen bei Hartmann etwa 30 Prozent des Einkommens aus.

Ein Ende der Landsehnsuchtswelle ist bislang nicht abzusehen, entsprechend muss sich Hartmann im Moment keine Sorgen um Aufträge machen. «Ich könnte mich aber auch in anderen Sendungen durchsetzen, da bin ich mir sicher», sagt er. Daran zweifelt kaum jemand – sofern Hartmann mit seinem lustvollen Eifer nicht zu viele Leute im Leutschenbach vor den Kopf stösst. ○



Die Schweiz, ein Klub

Die drei Wirtschaftsverbände stilisieren die Personenfreizügigkeit zur Schicksalsfrage für die Schweizer Wirtschaft. Dabei gäbe es bessere Modelle, wie der Vorschlag des Wirtschaftsnobelpreisträgers Gary Becker zeigt: eine Eintrittsgebühr für alle Einwanderer. *Von Florian Schwab*

Am vergangenen Freitag informierten die drei Wirtschaftsdachverbände Economiesuisse, Arbeitgeberverband und Gewerbeverband an einer Medienorientierung in Bern über ihre gemeinsame Offensive zugunsten der Personenfreizügigkeit. Damit brachten sie sich gegen die Masseneinwanderungs-Initiative der SVP und gegen die Ecopop-Initiative in Stellung, welche beide den Zustrom von Ausländern begrenzen möchten.

Was ist der Grund für die seltene Einheit der Spitzenverbände? Die Schweizer Wirtschaft und die Sozialsysteme brauchten die Zuwanderung, so Economiesuisse-Direktor Pascal Gentinetta, Gewerbebandsdirektor Hans-Ulrich Bigler und Arbeitgeber-Präsident Valentin Vogt. Für die Finanzierung der AHV sei sie ein Segen. Negative Einflüsse auf die Arbeitslosenversicherung: marginal, wenn überhaupt. Die einzigen berechtigten Sorgen seien die begrenzte Infrastruktur und der allmählich spürbare Platzmangel in den Ballungszentren.

Gebühr von 50 000 Dollar

Das mag alles stimmen. Die Zahlen sprechen keine eindeutige Sprache, und vieles ist Kaffeesatzleserei. Tatsache ist, dass man in einigen Wirtschaftssektoren einen Druck auf die Löhne beobachtet hat und dass die flankierenden Massnahmen zu einer Aushöhlung des freien Arbeitsmarkts in der Schweiz geführt haben. Tatsache ist auch, dass es für Arbeitnehmer aus Staaten ausserhalb des Schengen-Raums schwieriger geworden ist, in der Schweiz eine Arbeitsbewilligung zu erhalten.

Vor allem aber sind die von der Wirtschaft ausgewählten angeblichen und tatsächlichen Vorteile der Personenfreizügigkeit langfristig fraglich. Wer garantiert, dass die fünfzig Prozent arbeitslosen jungen Spanier und die perspektivlosen Italiener nicht die Einwanderer von morgen sein werden? Je besser es der Schweiz im Vergleich zu ihren krisengeschüttelten Personenfreizügigkeits-Partnern geht, desto attraktiver wird sie als Einwanderungsziel. Ob die derzeit offenbar positiven Befunde für die Sozialwerke auch dann noch gelten, darf bezweifelt werden.

Ein Golfklub, der jeden aufnimmt, läuft Gefahr, früher oder später seine Exklusivität und seine Vorteile zu verlieren. Das gilt auch für die unbegrenzte Einwanderung. Wer in die Schweiz einwandert, tritt einem Hochlohn-Klub bei, wo er eher geringere Steuern als im umliegenden Ausland bezahlt. Er



Wie beim Golfklub: Wer jeden aufnimmt, läuft Gefahr, Exklusivität und Vorteile zu verlieren.

kommt in den Genuss einer für europäische Verhältnisse feudalen Altersvorsorge und Invalidenversicherung.

Mit der Personenfreizügigkeit haben 500 Millionen EU-Bürger theoretisch die Möglichkeit eines Gratisbeitritts zum Klub Schweiz, zur AHV, zur IV und zu allem, was die Schweiz sonst noch ausmacht. Im Gegensatz dazu werden genauso gut oder besser qualifizierte Personen aus dem Rest der Welt wie früher nur innerhalb staatlich festgelegter Quoten zugelassen. Vermutlich ist es keine gute Idee, die Auswahl der Einwanderer auf diese Weise der Bürokratie zu überlassen statt dem Markt. Zu Recht weist die Wirtschaft ferner darauf hin, dass die alte Quotenregelung bei den heutigen Zuwanderungszahlen unpraktikabel ist. Doch wäre «zurück zur Quotenregelung» wirklich die einzige Alternative zur Personenfreizügigkeit, wie Wirtschaftsvertreter nicht müde werden zu betonen?

Der nordamerikanische Wirtschaftsnobelpreisträger Gary Becker hat sich im Zusammenhang mit den Hochlohnländern USA und Grossbritannien ein Migrationssystem überlegt, welches dem Hochlohnland (also beispielsweise: der Schweiz) dient und für alle Einwanderer fair ist. Es besteht darin, dass jeder Zuwanderer, der dem Klub Schweiz beitreten möchte, eine Eintrittsgebühr bezahlen muss. Damit erkaufte er sich das Recht, an der gewachsenen Infrastruktur des Landes teilzuhaben, welche mit einem hohen Lohn einhergeht und welche diejenigen Klubmitglieder errichtet haben, die vor ihm da waren. Für ärmere Zuwanderer kann der Staat die Eintrittsgebühr in Form eines Kredits vorschliessen. Wer diesen Kredit nicht rechtzeitig zurückzahlt, muss das Land wieder verlassen. Als ersten Vorschlag für eine solche Gebühr nennt Becker 50 000 US-Dollar, wobei die Höhe der Gebühr davon abhängt, wie viel Zuwanderung man akzeptieren möchte und wie wertvoll die Vorteile der Klubmitgliedschaft sind.

Angenommen, die Wirtschaft ist wirklich auf die rund 100 000 Einwanderer angewiesen, welche derzeit jährlich in die Schweiz kommen, dann dürfte es kein Problem sein, auf der ganzen Welt 100 000 optimal für die entsprechenden Stellen qualifizierte Personen zu finden, welche bereit sind, ihren Eintritt mit 50 000 Franken zu bezahlen. Das würde jährlich fünf Milliarden Franken in die Kasse der Eidgenossenschaft spülen – das sind fast zehn Prozent der Ausgaben des Bundes, ein substanzieller Betrag, mit dem beispielsweise die Infrastruktur auf Vordermann gebracht werden könnte.

Sicher gäbe es bei Beckers Vorschlag viele Details zu klären. Insbesondere: Wie stellt man sicher, dass aus der Eintrittsgebühr nicht einfach eine weitere Belastung des Arbeitgebers wird, der sie am Ende zahlen muss? Trotzdem: Anstatt sklavisch an der ungeliebten Personenfreizügigkeit festzuhalten, könnte sich die Wirtschaft bessere Alternativen überlegen.

Steuern

Lohn geht direkt an den deutschen Staat

Auch Schweizer im Ausland profitieren von der Personenfreizügigkeit, heisst es. Wirklich?



Freude nur zu Beginn: Lufthansa-Pilot.

Die Personenfreizügigkeit war für die Schweizer Lufthansa-Piloten eine gute Nachricht. Endlich brauchten sie keine deutsche Arbeitsgenehmigung mehr. Viele Schweizer Piloten verlegten ihren Wohnsitz in die Schweiz, wo ihre Familien leben, und behielten am Lufthansa-Sitz in Frankfurt lediglich ein sogenanntes Stand-by-Zimmer, um sich nach Interkontinentalflügen auszuruhen. Ihr Einkommen versteuerten sie fortan zu Hause.

Was zunächst eine Verbesserung mit sich brachte, entwickelte sich danach zu einem Albtraum. Der Grund: Den deutschen Steuerbehörden sind das Doppelbesteuerungsabkommen (DBA) und die Personenfreizügigkeit egal, wenn es darum geht, die Kassen des Staates zu füllen.

Die *Weltwoche* hat den Fall zweier Familienväter aus der Deutschschweiz eingesehen, die im Mai 2009 Post vom deutschen Finanzamt erhielten. Betreff: «Einleitung eines Steuerstrafverfahrens». Nennen wir die beiden Betroffenen Martin Kunz und Reto Scholl. Rückwirkend auf zehn Jahre sollten sie ihr in der Schweiz bereits versteuertes Einkommen in Deutschland noch einmal versteuern – ein Verstoss gegen das DBA. Das Finanzamt kundschaftete ihr Vermögen in der

Schweiz aus und veranschlagte grosszügig: Selbst der Handwerksbetrieb von Kunz' Eltern wurde als Einkommensquelle angenommen und «Aushilfstätigkeit für den elterlichen Betrieb» mit 5000 Euro jährlich veranschlagt. Auch die Verzinsung des Schweizer Bankkontos wurde grosszügig geschätzt.

Mit Zins (6 Prozent) und Zinseszins belief sich die Rechnung im Falle von Kunz auf 445 831.35 Euro, zahlbar innert dreissig Tagen. Er legte Einspruch ein, worauf ihm das Finanzamt für die Dauer des Verfahrens die Zahlung erliess. Nach zermürbenden Jahren musste der Staat schliesslich auf den Grossteil verzichten.

Es bleiben 1000 Euro

Weniger gut erging es Scholl. Obwohl sich die Fälle bis aufs Haar gleichen, nutzte ein anderes Finanzamt trotz hängiger Einsprache seinen Ermessensspielraum und veranlasste eine Lohnpfändung. Seither geht sein Lohn direkt an den deutschen Staat, bis auf etwas mehr als 1000 Euro. Unter diesen Bedingungen kann Scholl seiner Arbeit nicht mehr nachgehen. Er ist arbeitsunfähig, und die juristische Verteidigung ist teuer. An seiner Lage hat auch nichts geändert, dass das Finanzgericht des Bundeslandes Hessen im April 2012 in einem anderen Fall entschied, das Bestehen eines Standby-Zimmers begründe «keinen Wohnsitz in Deutschland».

Mehr als 75 500 Schweizer arbeiten in Deutschland, ein Teil von ihnen sind Grenzgänger. Ihnen drohen unter Umständen ähnlich einschneidende steuerliche Probleme. Sogar eine regelmässig genutzte Hotelunterkunft in Deutschland kann sich als Steuerfalle erweisen.

In dem Zusammenhang ist es brisant, dass jüngst Nationalrat Hans-Jürg Fehr (SP) in einer Motion verlangte, dass die Schweiz dem Strassburger Übereinkommen für gegenseitige Amtshilfe in Steuer-sachen beitreten möge. Der deutsche Staat könnte seine Steuern damit in der Schweiz durchsetzen und Vermögen in der Schweiz konfiszieren lassen.

Die Schweizer Piloten in Deutschland haben sich vor längerer Zeit zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen, welche auch für Betroffene ausserhalb der Aviatik offensteht (igfbm@gmx.ch).

«Wie in einem historischen Rausch»

Kaum einer erzählt die europäische Geschichte so spannend und anschaulich wie der niederländische Historiker und Bestsellerautor Geert Mak. Ein Gespräch über den Kultur-Clash zwischen Nord und Süd, die Zukunft der EU, die Deutschen und die schönsten Orte des Kontinents. *Von Philipp Gut*

Herr Mak, in Ihrem Bestseller «In Europa» erzählen Sie anhand einer grossen Reise durch den Kontinent die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Sie sind im Januar 1999 aufgebrochen – exakt zum Zeitpunkt, als der Euro eingeführt wurde. Schon auf der ersten Seite erwähnen Sie das «glanzvolle Debüt» der neuen Währung. Gleichzeitig beschreiben Sie, wie bei Ihrem Aufbruch stürmische Winde herrschten: Im Rückblick erscheint das wie eine dichterische Vorahnung auf die aktuellen Turbulenzen. Wusste Ihr Schreibstift mehr als Sie selbst?

Nein, ich wusste natürlich nicht, was geschehen sollte. Auf meiner Reise verdichtete sich allerdings der Eindruck, die EU sei zu triumphalistisch: Man war wie in einem historischen Rausch und akzeptierte neue Mitgliedstaaten zu leicht und zu schnell. Gleichzeitig ging die Vertiefung der Union, besonders die dringend nötige Demokratisierung, zu langsam. Das hatte mit dem Fall der Berliner Mauer zu tun: Plötzlich erhielt die Erweiterung erste Priorität. Auch die Einführung des Euro hängt damit zusammen. Kohl und Mitterrand machten einen Deal: Der Euro war der Preis, den Deutschland für die Wiedervereinigung zahlen musste.

Die Euro-Einführung folgte einem bewährten Muster: Man definiert von oben das politisch Gewünschte, schafft Tatsachen und hofft, dass die Bevölkerungen in den Mitgliedstaaten es akzeptieren.

Diese Politik des *Fait accompli* hat in der EU Tradition. Schon Jean Monnet, der «Vater Europas», setzte darauf. Ein Jahrzehnt lang schien es ganz gut zu gehen mit dem Euro. Doch die tieferliegenden Probleme blieben verdeckt – umso grösser ist heute der Schaden. Es war wie bei einem *perfect storm*: Verschiedene Stürme kamen zusammen. Zur mangelnden Führung und der fehlenden wirtschaftlichen Basis des Euro kam die Deregulierung des Bankensystems: immense Boni, immer grössere Schulden. Die Banken trieben vom Anker weg. Staaten wie Griechenland sind so stark in Schieflage geraten, weil beides zusammenkam: die Konstruktionsfehler des Euro und die ausser Kontrolle geratenen Banken.

Im Geleitwort zu Ihrem Buch «Niederlande» (2008) schreiben Helmut Schmidt und Richard von Weizsäcker, der Prozess

der europäischen Einigung sei «unumkehrbar» und weltweit beispiellos. Tatsächlich stand man damals am Rand des Abgrunds. Handelt es sich also nicht eher um eine Sackgasse?

Ich glaube nicht, dass es eine Sackgasse ist. In jedem Einigungsprojekt gibt es grosse Spannungen. Schauen Sie die Vereinigten Staaten von Amerika an: Auch sie waren – wie die EU – ein historisches Experiment. Es brauchte mehr als hundert Jahre und sogar einen Bürgerkrieg, bis die USA wirklich zu einer Einheit wurden.

Sind bürgerkriegsähnliche Zustände auch in Europa denkbar? Als Bundeskanzlerin Merkel neulich Athen besuchte, wurde sie mit Nazi-Flaggen empfangen, die Strassen brannten.

Ein wirklicher Krieg ist das noch nicht. Aber der Moment der Wahrheit ist gekommen, wo sich die europäischen Völker und Staaten in die Augen schauen. Es ist wie in einer Ehe: Auch dort muss man die Realitäten, die schönen und die unangenehmen, akzeptieren. Und man muss sich die Frage stellen,

«Ein wirklicher Krieg ist das noch nicht. Aber der Moment der Wahrheit ist gekommen.»

was der Preis wäre, wenn man die Ehe explodieren liesse. Ich hoffe, wir werden diesen Moment der Wahrheit in Europa überleben.

In Ihrem neuen Buch («Was, wenn Europa scheitert») sprechen Sie ein Thema an, das in der offiziellen EU-Politik nicht vorgesehen ist: die kulturellen Unterschiede zwischen Nord und Süd.

Diese Unterschiede sind fundamental, und sie sind viel grösser als jene zwischen Ost und West. Der Ost-West-Gegensatz war künstlich – eine Folge des Kommunismus. Der wirkliche Graben in Europa liegt zwischen Nord und Süd. Davor haben wir die Augen verschlossen, das haben wir verdrängt. Griechenland hätte man nie in die Euro-Zone aufnehmen dürfen. Ich war damals oft in Brüssel, und jeder wusste, dass die Griechen schummeln. Trotzdem hat man sie aufgenommen.

Lässt sich der südliche Lebensstil überhaupt beeinflussen und ändern?

Die EU sieht für die Genesung der Patienten wenige Jahre vor. Eingespielte kulturelle

Traditionen zu verändern – das dauert aber Generationen.

Die Europäische Union sei ein Garant des Friedens und der Stabilität, schreiben Sie. Verdankt sich die historische Friedensperiode nicht eher dem Kalten Krieg und der schützenden Hand der USA?

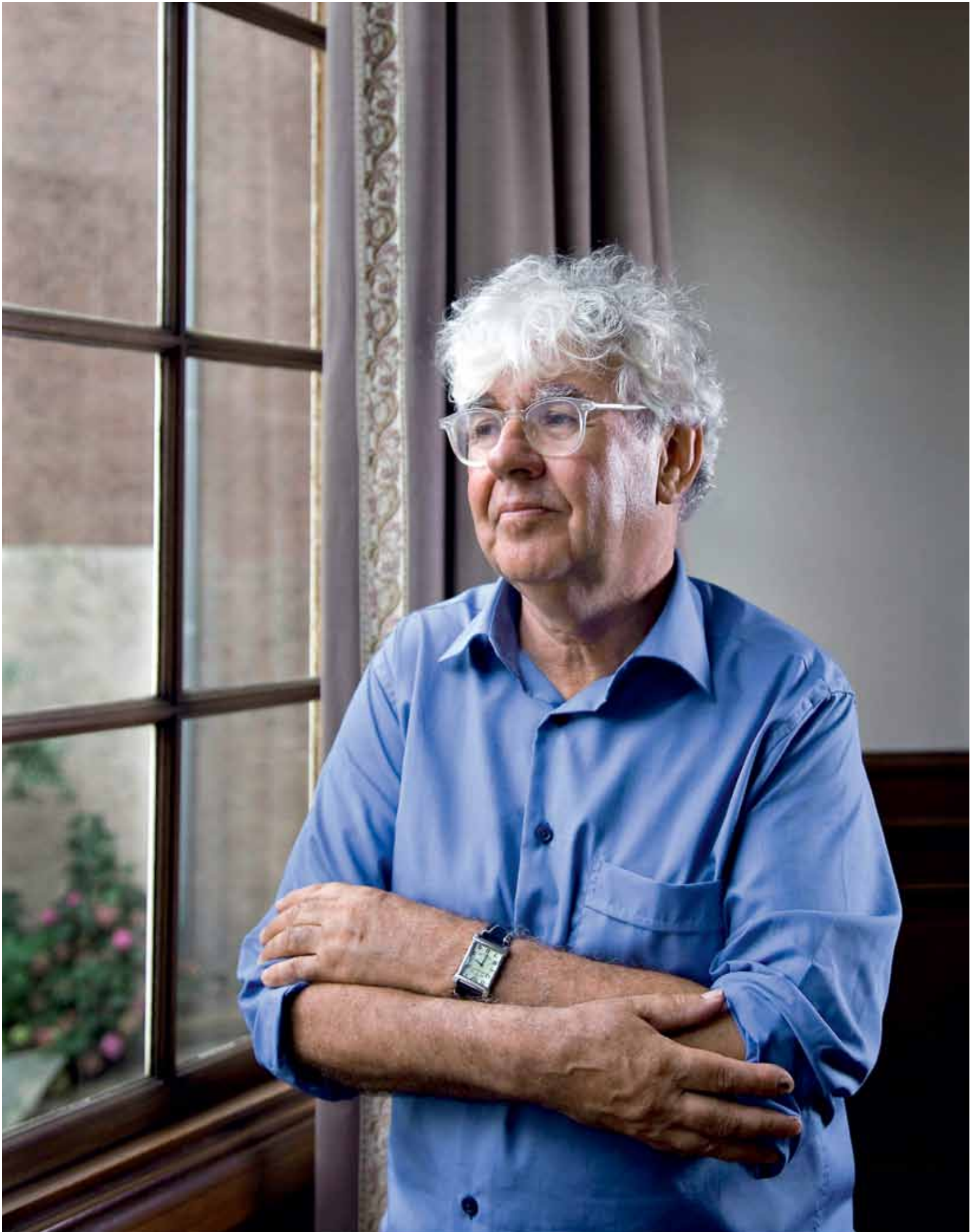
Der amerikanische Schutzschild war wichtig. Aber ebenso wichtig war die europäische *soft power*. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion kam es nur in Jugoslawien zu einem Krieg – es hätte leicht drei, vier weitere Kriege geben können. Das ist nicht geschehen, weil die neuen Staaten eine positive Perspektive hatten. Die EU hat viel dazu beigetragen, diese Staaten von Anfang an auf friedliche Weise zu disziplinieren. Man sieht es auch heute: Kaum hat die EU Probleme, kommen wieder separatistische Bewegungen auf, in Katalonien, in Mazedonien und so weiter. Die EU wirkt wie eine Käseglocke, Brüssel ist so etwas wie eine virtuelle Feuerwehr.

Aber die EU bleibt ein Eliteprojekt, ihr fehlt die demokratische Basis.

Die gesamte europäische Einigung ist das Werk einer Elite – einer positiven Elite. Das kommt in der Geschichte häufig vor: Auch die USA sind ein Eliteprodukt. Adenauer, Jean Monnet, Mitterrand, Kohl – diese Männer trugen alle die Kriegserfahrung in ihrem Herzen und sagten: «Nie wieder.» Einige von diesen Pionieren habe ich noch gekannt, besonders Max Kohnstamm, die rechte Hand Jean Monnets. Für diese Leute war das europäische Projekt voller Emotionen. Ich habe einmal Helmut Kohl erlebt, wie er in einem Interview zu schreien anfangte. Es ist sehr wichtig, dass Politiker ihre Begeisterung auf die Bürger übertragen. Die Geschichte, die diese Pioniere erzählten, handelte von Krieg und Frieden. Die heutige Politikergeneration erzählt eine Geschichte von Geld und harter Arbeit. Die aktuelle Krise der EU hat auch damit zu tun, welche Geschichte von Europa wir erzählen.

Die alte Geschichte von Europa – jene von Krieg und Frieden – mag gestimmt haben. Vielleicht aber ist sie einfach überholt: Kriege drohen nicht mehr vom Kontinent auszugehen.

Weltkriege nicht. Aber jeder Diplomat wird Ihnen bestätigen: Frieden ist kein Geschenk, er muss hart erarbeitet werden. Wenn der Norden heute den moralischen Zeigefinger



«Frieden ist kein Geschenk, er muss hart erarbeitet werden»: Schriftsteller Mak.

gen Süden rekt, darf man nicht vergessen, dass er selber einen Anteil an der Krise trägt. Deutschland rettet weniger Griechenland als seine eigenen Banken. Die Rechnung ist einfach: Hinter jedem unverantwortlichen Schuldner steht ein total unverantwortlicher Gläubiger und Geldgeber. Wer so unsäglich dumm handelt, der soll den Schaden bitte selber bezahlen – und nicht die Steuerzahler zur Kasse bitten. Das gehört zum Berufsrisiko des Kapitalisten und ist nichts als Fairplay.

Sie heben zu einem Banken-Bashing an.

In der Tat. Die Banken haben sehr klug gehandelt: Sie haben die Probleme des privaten Sektors zu öffentlichen Problemen gemacht – weil wir es uns nicht erlauben können, Grossbanken zusammenkrachen zu lassen. Die Verantwortlichkeit der Banken in der Krise wurde unter den Tisch gekehrt, was die Diskussion vor allem im Norden verfälscht hat. Natürlich ist eine moralische Geschichte immer sehr schön: Wir sind gut, und die andern sind schlecht. Aber die Wirklichkeit ist komplizierter. Der Norden profitiert auch stark von der Krise. Dank der tiefen Zinsen für ihre Staatsschulden sparen Deutschland oder die Niederlande Hunderte von Milliarden.

Was immer die Deutschen tun, sie machen es niemanden recht. Welche Rolle sollten sie denn Ihrer Meinung nach spielen?

George Soros hat in der *New York Review of Books* einen interessanten Vorschlag gemacht: «Lead or leave». Deutschland müsse entschlossen führen – oder die EU verlassen. Es ist heute in der Position, auf friedliche Weise die Führerschaft in Europa zu übernehmen. Angela Merkel ist die Oberlehrerin einer tüchtigen Schulklasse – und sie ist selber auch sehr tüchtig. Aber sie muss den andern Staaten das Gefühl vermitteln, dass Deutschland am Ende auch für sie da ist.

Strenge Lehrer schätzt man oft erst im Nachhinein.

Ja, schon. Aber es braucht auch eine gewisse Grosszügigkeit – das zeigt uns Amerika, speziell nach dem Zweiten Weltkrieg.

Sie sprechen den Marshallplan zur Ankurbelung der europäischen Volkswirtschaften von 1947 an.

Andere Sieger haben die Verlierer ausgebeutet, die USA machten das Gegenteil. Damit kauften sie sich über Generationen die unbedingte Leadership über Europa. Auch Deutschland müsste streng und gleichzeitig generös sein.

Wie müsste sich diese Grosszügigkeit konkret äussern?

In Spanien werden täglich Hunderte von Menschen, die ihre Kredite nicht mehr zahlen können, aus ihren Häusern geworfen. Heute hilft man direkt den Banken

und indirekt den Menschen. Man könnte es auch umdrehen: direkt den Leuten helfen und indirekt den Banken. Ein weiterer konkreter Akt der Solidarität wäre die Bankenunion: eine Art Versicherung für die Staaten. Der Preis für den Frieden in Europa war lange tief. Heute bezahlen wir etwas mehr – aber es ist immer noch ein sehr guter Deal.

Gehen wir noch etwas näher auf Ihr neues Buch ein. Erneut gelte in Europa das Recht des Stärkeren, schreiben Sie. Was und wen meinen Sie damit?

Die reichen Länder im Norden. Werden die Unterschiede zu den ärmeren Staaten im Süden immer grösser, kann die Gemeinschaft auf Dauer nicht überleben. Damit komme ich zurück auf Soros und sein «Lead or leave» an die Adresse Deutschlands. Wenn die Deutschen nicht wirklich solidarisch führen wollen, so Soros, sollen sie aus der Euro-Zone austreten. Dasselbe gilt für Nordstaaten wie die Niederlande oder Finnland. Dann gäbe es eine Mark-Zone, und der Süden könnte den Euro behalten – mit allen Hilfsmitteln wie Euro-Bonds und so weiter. Auch eine gewisse Inflation wäre dann wieder möglich. Dann sehen wir, was geschieht, sagt Soros.

Was denn?

Die Preise für deutsche Autos und niederländischen Käse würden rasant steigen. Die Nordländer bekämen ähnliche Schwierigkeiten, wie sie die Schweiz teilweise hat: Sie würden zu teuer. Weil der Süden billiger produziert, würde sich das Preisniveau in ein paar Jahren wieder angleichen. Und die Nordzone würde merken, welche Vorteile sie dank dem Euro hat – selbst unter den schwierigen aktuellen Umständen.

Der Euro sei Geld «ohne Herz und Seele», schreiben Sie. Sehen Sie das auch als Symbol für eine gewisse Gesichtslosigkeit der Brüsseler Technokratie?

Unbedingt. Man kann es mit einem Schiff vergleichen: Wenn die EU die Stürme überstehen will, muss sie neu aufgetakelt und wieder in Balance gebracht werden. Mit den heutigen Steuerungsmechanismen ist es nicht möglich, Kurs zu halten. Die Kompetenzen müssen neu verteilt werden. Brüssel muss sich auf Kernaufgaben konzentrieren. Der gemeinsame Markt, der Finanzsektor, Umwelt, Energie, Aussenpolitik – das sind die Bereiche, die verstärkt zentral gesteuert werden sollen. In anderen Bereichen soll Europa schwächer werden: Wie die Deutschen ihr Brot, die Niederländer ihren Käse und die Belgier ihre Schokolade herstellen – das geht die EU nichts an. Diese Überregulierung hat viele Leute verärgert und der EU ein Stück weit die Legitimität genommen. So wird Europa zu einer Karikatur.

Das Demokratiedefizit der EU wiege noch schwerer als die Euro-Krise, sagen Sie. Doch

Geert Mak

Geert Mak, so scheint es, ist überall. Als ich nach unserem Treffen in einem Amsterdamer Café am Rembrandtsplein im Hotelzimmer den Fernseher anstelle, erklärt er den Ausgang der amerikanischen Präsidentschaftswahlen. Und als ich später, auf Maks Ratschlag hin, im angesagten Restaurant «De Ysbreeker» ein Tenderloinsteak esse, liegt auf der Bartheke eines seiner Bücher aus. Mak, studierter Jurist, dann viereinhalb Jahrzehnte lang Journalist, erreicht mit seinen historischen Bestsellern ein Millionenpublikum. 1999 bereiste er für eine niederländische Zeitung ein Jahr lang den europäischen Kontinent bis nach Stalingrad, woraus später ein einzigartiges Buch wurde: «In Europa» ist ein Reisebericht durch die Geschichte des 20. Jahrhunderts. «Das Jahrhundert meines Vaters» (1999, deutsch 2003) spiegelt die niederländische in Maks eigener Familiengeschichte und verkaufte sich allein in den Niederlanden über eine halbe Million Mal. In seinem neusten Essay («Was, wenn Europa scheitert», deutsch im Pantheon-Verlag) analysiert Mak die Euro-Krise aus dem Blickwinkel eines kritischen Liebhabers. (gut)

die Massnahmen, die Brüssel zur Lösung der Krise trifft, scheinen dieses Defizit noch zu vergrössern – ein Teufelskreis.

Das ist leider richtig. Das Brüsseler Machtzentrum muss demokratischer werden. Die EU sollte anerkennen, dass die Nationalstaaten in Europa auch in Zukunft eine wichtige Rolle spielen werden. Zu oft ist man einfach über sie hinwegspaziert. Ich schlage vor, neben dem Europäischen Parlament eine zweite Kammer zu schaffen, wie den Senat in den USA. Heute ist die nationale Dimension hinter dem EU-Rat versteckt – das sollten wir offen und transparent gestalten. Bisher lautete die Devise immer «Einheit». Gefragt sind Flexibilität und Vielfalt. Die EU hat die Spannungen zwischen der supranationalen Struktur und den Nationalstaaten nie anerkannt und gelöst.

In Ihrem Europa-Essay klingt es pessimistischer: Europa sei «unregierbar».

Die Unregierbarkeit Europas ist eine Realität. EU und Euro bestehen erst seit wenigen Jahrzehnten. Dass es in dieser Startphase Probleme gibt, ist normal. Das Gute an der Krise ist, dass Europa endlich Eingang gefunden hat in die politische Diskussion in den Nationalstaaten. In den Niederlanden beispielsweise haben wir bis vor drei, vier Jahren nie über Europa gesprochen, es existierte in der öffentlichen Debatte schlicht nicht. Wir hätten über Europa reden müssen

in den 1980er und 1990er Jahren, bei Maasricht und der Einführung des Euro.

Sie haben den positiven Beitrag der europäischen Eliten hervorgehoben. Man kann es auch kritischer sehen: Für die Brüsseler Vordenker scheinen die Bürger oft nicht mehr zu sein als ein lästiges Hindernis auf dem Weg zum leuchtenden Ziel der europäischen Einheit.

Zumindest in den Niederlanden war es anders. Drei Viertel der Niederländer unterstützten die Bemühungen um die europäische Integration. Insofern war es kein Eliteprojekt.

«Nicht die Wähler wandten sich ab, sondern die Union», schreiben Sie. Der Eindruck bleibt, dass Brüssel eher ungehalten auf Kritik von unten reagiert.

Brüssels Arroganz ist gefährlich. Schnell ist man mit dem Etikett des «Populismus» zur Hand. Dabei handelt es sich oft um reale und sehr drängende Probleme.

Reden wir über etwas kleinere Dinge: über die Niederlande und die Schweiz. Die Niederlande bezeichnen sich gern als «Vorreiterland», die Schweiz sieht sich als «Sonderfall». Sind diese Kleinstaaten nach wie vor Modelle mit Vorbildcharakter?

Ich weiss es nicht. Die Niederlande sind ein kleines, aber kompliziertes Land. Vier Kulturen kommen hier zusammen: im Westen die grossen Städte, sehr atlantisch orientiert und amerikanisch. Der Süden ist schon ziemlich französisch. Der Norden, hinter dem grossen Deich, ist skandinavisch. Die Leute, die dort leben, machen Ferien in Finnland und Schweden. Und der Osten – wir wollen es nicht wissen, aber es ist so – ist sehr deutsch, sehr feudalistisch. Die deutsche Grenze beginnt eigentlich schon hinter Utrecht. Diese Unterschiede spiegeln sich auch in der Politik. Bis vor kurzem hatten wir eine sehr provinzielle Regierung, geduldet von Geert Wilders, diesem Rechtsextremisten. Damit wollten die Leute im Westen, in der sogenannten Randstad, nichts zu tun haben.

Weist ein Wilders nicht mit einem gewissen Recht auf Probleme hin, die andere nicht sehen wollen? Die berühmte niederländische Duldungskultur produziert doch auch ihre Blindheiten.

Ich verteidige die dänische, finnische, auch die flämische Opposition, die man zu Unrecht als populistisch verschreit. Aber Wilders ist ein Brandstifter, rein destruktiv.

Und Pim Fortuyn, der wie der Filmemacher und Islamkritiker Theo van Gogh ermordet wurde?

Fortuyn war ein frustrierter Sozialdemokrat. (Lacht) Wilders hasst alles Fremde, hasst Minderheiten. Fortuyn gehörte als Homosexueller selber einer Minderheit an. Er sah die Probleme, welche die Einwande-

rung schuf. Seine Kritik an der EU konnte ich verstehen. Er hatte oft nicht recht, aber er war nicht gegen Europa an sich.

Zu welchem Umgang mit den Deutschen raten Sie?

Unsere Wirtschaft ist mit der deutschen stark verbunden, wir sind ein wenig wie Nordrhein-Westfalen. Aber psychologisch leben die Niederländer in der Vorstellung, ein grosses Meer liege zwischen ihnen und den Deutschen. Während sie glauben, an der Nordsee gebe es hundert Schnellzüge direkt nach London oder Washington. Das hat vielleicht damit zu tun, dass wir als kleines Land immer Angst vor den Deutschen gehabt haben. Die Schweizer haben die Berge, dort kann man sich gut verstecken. Wir haben ein

«Wer so unsäglich dumm handelt, der soll den Schaden bitte selber bezahlen.»

System entwickelt, bei Bedrohungslagen das halbe Land unter Wasser zu setzen. Nur funktionierte das nicht, wenn der Frost kam und die Kanäle zufforen. Und als Hitler einmarschierte, sahen die niederländischen Truppen wie Statisten aus.

Sie schreiben Geschichte, indem Sie erzählen. In der Historikerzunft gilt das heute als verpönt.

Ich liebe es einfach, Geschichten zu erzählen! Ich arbeite in der angelsächsischen Tradition, da ist erzählende Geschichtsschreibung sehr normal. Aber ich habe grossen Respekt vor Leuten, die Statistiken über die Brotpreise im Amsterdam des 17. Jahrhunderts anfertigen. Ich stehe auf der Schulter dieser Historiker, ohne diese Faktenbasis könnte ich keine verantwortliche Erzählung schreiben.

Studiert haben Sie Jura.

Und ich war 45 Jahre lang Journalist. Ich glaube, Journalisten und Historiker arbeiten sehr ähnlich. Beide müssen Ordnung in ein Chaos von Informationen bringen. Die Erzählung schafft Ordnung, auf sehr funktionelle Weise. Man erreicht damit ein grosses Publikum. Und sie zwingt die Autoren dazu, die menschliche Seite der Geschichte zu zeigen, mit einem Blick von unten nach oben. Zu meiner Überraschung stiess mein Buch «In Europa» im Balkan und in China auf besonderes Interesse. In diesen Ländern ist die Geschichte national orientiert – die Leser merkten, dass es auch eine Geschichtsschreibung gibt, die den nationalen Repressionsapparat umgehen kann.

Welches Buch der Literaturgeschichte hätten Sie selber gern geschrieben?

(Überlegt lange) Das ist eine interessante Frage. Ich fühle mich sehr verbunden mit Joseph Roth. Ich trinke nicht so viel wie er,

aber seine Berliner Reportagen aus den 1920er Jahren hätte ich gern geschrieben. Die sind unglaublich gut und immer noch aktuell. Auch sein «Spinnennetz» war prophetisch: Es nahm den Hitler-Putsch vorweg.

Was schreiben Sie als Nächstes?

Verschonen Sie mich! Eben habe ich ein Buch über Amerika abgeschlossen. Ich fühle mich wie eine Frau, die gerade unter Schmerzen ein Kind geboren hat und die man am Wochenbett schon nach der nächsten Geburt fragt. (Lacht)

Sie sind ein Reisender aus Leidenschaft und kennen die entferntesten Ecken des Kontinents. Welches ist Ihr europäischer Lieblingsort?

Das ist schwer zu sagen. Nur unter uns, die Franzosen, die fürchterlich eingebildet sind, brauchen es nicht zu erfahren: Frankreich ist wirklich das schönste Land. Berlin ist historisch hochinteressant. Die schönsten Mädchen leben in Warschau und Odessa. In Rom zu sein, macht mich immer froh. Prag und Venedig sind vielleicht die schönsten Städte. München war für mich eine Überraschung. Ich war auch einer jener Niederländer, die mit dem Rücken nach Deutschland leben. Ich hätte es nie gedacht: Aber ich fühle mich sehr wohl in Deutschland, ich habe angefangen, es zu verstehen und sogar zu lieben. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Zivilstand: Geliebte

Mätresse eines einflussreichen Mannes zu sein, war neben Heirat über Jahrhunderte die einzige Aufstiegschance für Frauen. Heute verheimlichen Prominente ihre Geliebten nach Möglichkeit. Was reizt Frauen an der undankbaren Rolle? *Von Beatrice Schlag*



Visitenkarte vom General: Paula Broadwell.



Ernsthafte Hoffnungen: Monica Lewinsky.



Schön und gebildet: Madame de Pompadour.



Gelegenheitsgeliebte: Gennifer Flowers.



Von der Bildfläche verschwunden: Rielle Hunter.



Im Wahlkampf geschwängert: Ashley Dupré.

General David Petraeus traf die Frau, die angeblich erst seine Geliebte wurde, als er Ende 2011 sein neues Amt als CIA-Direktor übernahm und damit als Ehebrecher kein Krimineller mehr war, fünf Jahre zuvor bei einem Vortrag in Harvard. Er gab der zwanzig Jahre jüngeren Paula Broadwell seine Karte, als sie sagte, dass sie ihn für ihre Doktorarbeit gerne befragen würde. Das war nicht weiter bemerkenswert. Petraeus gab gerne Interviews und verteilte seine Visitenkarte grosszügig. Er genoss die Bewunderung. Nie in der US-Geschichte war ein Viersternegeneral medienfreundlicher gewesen. Ausserdem war Paula Broadwell eine attraktive und ehrgeizige Frau, West-Point-Absolventin und Terrorismusexpertin. Und sie himmelte den General unverhohlen an, was man auf Fotos nachsehen kann.

Der Blick kann durchaus echt sein, wenn eine Frau sich sexuell von einem Mann ange-

zogen fühlt. Aber es ist ein Blick, den alle Frauen können, wenn er ihnen nützlich ist. Nichts stimmt einen Mann gewogener als weibliche Hingerissenheit, auch Lady-Di-Blick genannt, unverwandt bewundernd von schräg unten. «Jede Frau kann einen sexuell bedürftigen Mann herumkriegen, und jede Frau weiss, wie sie sich verhalten muss, damit er nicht auf Gedanken kommt, wenn sie das nicht will», sagte Kommentatorin Ana Navarro vor ein paar Tagen auf CNN. Treffender kann man es nicht sagen, obwohl Navarro keine Sexualwissenschaftlerin ist, sondern eine republikanische Strategieexpertin.

«Grossartig oder unglaublich grossartig?»

Die Idee, aus den Gesprächen mit dem General mehr als eine Doktorarbeit zu schlagen, kam Paula Broadwell 2010. Sie fragte Petraeus,

ob sie ihn in Afghanistan begleiten und dann seine Biografie schreiben dürfe. Petraeus stimmte zu, obwohl Broadwell keinerlei journalistische Erfahrung hatte. Einer seiner damaligen Mitarbeiter sagt: «Wir waren etwas perplex, dass er einer Frau den Auftrag gab, die noch nie eine Biografie geschrieben hatte. Aber ein Viersternegeneral hat kaum noch Kritiker in seiner Umgebung. Und es gab keine Gerüchte über eine Affäre, obwohl sie grosszügigen Zugang zu ihm hatte.» Als das Buch erschien, spotteten viele Kritiker, es sei eine Hagiografie, die Beschreibung eines Heiligen oder zumindest einer Person ohne Makel. Satiriker Jon Stewart, der die Autorin zur Buchvernissage in seine Show einlud, fragte sie zur Begrüssung: «Ist General Petraeus grossartig oder unglaublich grossartig?» Es war eine vernichtende Aussage über eine kritiklose Jubelbiografie.

David Petraeus ist kein erfahrener Charmeur wie Bill Clinton, der weiss, dass man ihm zujubelt, wenn er nur lange genug redet, privat oder vor Kameras. Petraeus sieht nicht schlecht aus, trotz der abstehenden Ohren, seine Selbstsicherheit als gefeierter General und die Zufriedenheit mit seiner Macht machten ihn attraktiv. Aber er war ein Militärmensch. Als er Ende 2011 CIA-Direktor wurde, sagten Mitarbeiter, sei er verloren gewesen in dem vergleichsweise unhierarchischen Betrieb, in dem ihm auch wesentlich jüngere Mitarbeiter unbefangen widersprachen.

Es ging nicht um Profit

Er sah die CIA-Angestellte Paula Broadwell nun sehr oft. Mitarbeiter sagten, es wäre klar gewesen, dass die beiden eine Affäre hatten, wenn sie sich nicht ständig so unbefangen vor anderen zusammen gezeigt hätten. Das tun heimliche Liebhaber selten. Tatsache war, dass sie damals ein Liebespaar waren. Wer dabei ein

«Jede Frau kann einen sexuell bedürftigen Mann herumkriegen.»

wie sehr schlechtes Gewissen hatte, werden sie für sich behalten. Sie sind beide verheiratet und haben zwei Kinder.

Was man weiss, ist, wer die Affäre nach einer Ruhepause gut überleben wird. Schon heute wimmelt es von Sendungen in Radio und TV in den USA, in denen man sich fragt, ob es nicht ein Fehler Obamas war, wegen eines banalen Seitensprungs einen so fähigen Mann gehen zu lassen. Von der bisher schweigenden Geliebten ist kaum die Rede.

Die Frage ist, wie und warum Paula Broadwell in ein sexuelles Verhältnis einwilligte. Von sehr mächtigen Männern, und General Petraeus war einer, ist bekannt, dass sie überzeugt sind, nicht erwischt zu werden, wenn sie tun, was Untergebene nicht dürfen. Paula Broadwell war eine kluge Untergebene, aber offenbar auch eine sehr verliebte. Ihre Petraeus-Biografie war bereits verkauft; es ging nicht um Profit. Warum liess sie sich auf ein Verhältnis ein, in dem sie nur verlieren konnte? Sie kannte den Mann gut. Sie wusste, dass Scheidung keine Option für ihn war. Dazu dachte er in einem viel zu starren Regelwerk. Die simple Antwort ist: Verliebten Frauen kommt, im Gegensatz zu den Männern, die sie glücklich machen, der Verstand abhanden. Sie glauben, dass er sich am Ende für sie entscheiden wird. Die Statistiken sagen, dass nur zehn Prozent der Ehemänner ihre Familie für eine Frau verlassen, mit der sie eine Affäre haben, egal, wie gross die Liebe ist.

Madame Pompadour, neunzehn Jahre lang die Geliebte von Louis XV, gehört zu den berühmtesten Mätressen der Weltgeschichte.



Blick von schräg unten: Ex-General Petraeus.

«Madame, ich habe den leidenschaftlichen Wunsch, Ihnen zu gefallen,» war der legendäre Satz, mit dem sie sich 1745 der Ehefrau des Königs vorstellte. Sie musste sich nicht verstecken. Dass ein Regent neben seiner offiziell Angetrauten eine Reihe von Geliebten hatte, war die Norm. Adlige Ehen wurden nicht aus Liebe geschlossen, sondern aus politischem und möglichst auch finanziellem Kalkül. Gefühle waren kein Faktor. Oft sahen sich die künftigen Eheleute erstmals kurz vor der Hochzeit. Dass Könige und Fürsten ihre sexuellen und oft auch intellektuellen Interessen bei Mätressen befriedigten, war nicht ungeschicklich, sondern die Norm.

Die offizielle Hauptgeliebte

Die schöne und gebildete Bürgerliche Jeanne-Antoinette Poisson, von Louis XV zur Marquise de Pompadour ernannt, erhielt den

höchsten Karrieretitel, der damals für eine Nichtadlige zu erreichen war: *mâtresse en titre*, offizielle Hauptgeliebte. Sie war nicht die einzige Frau, mit der sich der König sexuell vergnügte.

Die Liste seiner unehelichen Kinder ist beträchtlich. Aber die Marquise war bis zu ihrem Tod die Frau, mit der er privat am liebsten zusammen war. Dank der Gunst des Königs wurde sie eine reiche und einflussreiche Frau. Sie hinterliess sechzehn Villen und Schlösser, die der König ihr geschenkt hatte.

Wende mit Strauss-Kahn

Madame de Pompadour ging als glanzvollste Mätresse ihrer Zeit in die Geschichte ein, aber sie war mitnichten eine Ausnahmerechnung. Über mächtige Geliebte in den Zeiten, bevor Liebe ein entscheidender Heiratsfaktor wurde, gibt es Tonnen von Büchern. Es war die einzige Karriere, die schönen und oft ausserordentlich klugen Frauen offenstand.

Sehr mächtige Männer glauben tun zu können, was Untergebene nicht dürfen.

In Frankreich hielt sich die Tradition, dass mächtigen Männern eine Geliebte stillschweigend zugestanden wird, länger als anderswo. Für zahlreiche Ministerpräsidenten im letzten Jahrhundert war sie eine Selbstverständlichkeit. Erst der Skandal um Dominique Strauss-Kahn änderte die stille Vereinbarung, dass männliche Macht und Promiskuität untrennbar waren.

Heute sind die Geliebten von Politikern und Generälen in der Regel Verliererinnen, emotional und finanziell. Sie verdienen Geld durch Biografien und Fernsehauftritte, aber ihr Ansehen bleibt dünn. Die Volontärin Monica Lewinsky, die jung und verliebt genug war, sich ernsthafte Hoffnungen zu machen, dass Bill Clinton wirklich etwas an ihr liege, lebt inzwischen in Grossbritannien und meidet die Öffentlichkeit. «Ich bin berühmt für etwas, wofür berühmt zu sein, nicht sehr grossartig ist», nannte sie als Grund, warum sie keine Autogramme geben mochte.

Von Model und Gelegenheitsschauspielerin Jennifer Flowers, zwölf Jahre lang Clintons Gelegenheitsgeliebte, ist keine Rede mehr. John Edwards' Mätresse Rielle Hunter, die er während des Wahlkampfs schwängerte, ist ebenso von der Bildfläche verschwunden wie die Prostituierte Ashley Dupré, die New Yorks Gouverneur Eliot Spitzer das Amt kostete. Clinton und Spitzer sind nach wie vor hochangesehen. Bereits wird darüber nachgedacht, welches neue Amt man General Petraeus anvertrauen könne. Auf Paula Broadwells Karrierechancen bei der CIA hingegen würde niemand wetten. ○

Der Naturkonservative

Daniel Trappitsch ist die treibende Kraft hinter dem Referendum gegen das Tierseuchengesetz. Der Naturheilpraktiker und Impfgegner vereint konservative Werte mit einem Hang zur Esoterik. Politisch lässt er sich von niemandem dreinreden. *Von Alex Reichmuth und Stephan Bösch (Bild)*



«Kein Marionettenverhalten möglich»: Heilpraktiker Trappitsch.

Es scheint, als habe Daniel Trappitsch auf die Frage des *Weltwoche*-Reporters gewartet, ob er denn nun ein Linker oder ein Rechter sei. «Ich stehe links, rechts und in der Mitte», kommt es wie aus der Kanone geschossen. Der Naturheilpraktiker will sich politisch nicht festlegen. Es gebe in jeder Partei Standpunkte, die ihm passten, und solche, die ihm nicht zusagten. Trappitsch lebt jedenfalls seinen Überzeugungen nach – egal, wo sich diese auf der Links-rechts-Skala verorten lassen.

Der EU-Gegner und die SVP

Dabei ist Daniel Trappitsch durchaus bereit, sich mit Parteien einzulassen. 2007 war er kurzzeitig Mitglied der SVP. In seiner damaligen Wohngemeinde Domat/Ems peilte er einen Sitz im Gemeindevorstand an, der Exekutive. Vor seinem Beitritt habe er dem Präsidenten der örtlichen SVP, der um ihn gewor-

ben habe, klar gesagt, dass er sich keiner Parteiraison unterordnen werde. Doch im Dorf gab es Widerstand gegen Trappitsch als SVP-Kandidaten, vor allem wegen seiner Rolle als Impfgegner. Die Partei knickte ein und wollte ihm einen anderen Kandidaten vor die Nase setzen. Trappitsch verliess die Partei und trat als Parteiloser an. Er verpasste die Wahl.

Am besten trifft auf Daniel Trappitsch der Begriff «Naturkonservativer» zu. Einerseits ist er Gegner eines EU-Beitritts, steht für mehr Freiheit und Eigenverantwortung ein und sieht sich als Verteidiger der «einzigartigen» direkten Demokratie der Schweiz – typische Werte eines Konservativen. Dazu passt, dass Trappitsch Vorstandsmitglied der rechts stehenden Organisation «Bürger für Bürger» ist und früher Mitglied der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) war. Andererseits vertritt er mit seiner dezidierten

Kritik am Impfen, seiner Mission als Naturheilpraktiker oder seiner Ablehnung der Gentechnik Standpunkte, bei denen er auch bei Linken und Grünen punkten kann.

Kritik an der Pharmaindustrie

Dass sich bei Trappitsch der linke und rechte Rand des politischen Spektrums treffen, sieht man auch an der Gegnerschaft, die er zur Bekämpfung des Tierseuchengesetzes zusammengetrommelt hat. Am kommenden Sonntag wird über das Gesetz abgestimmt. In den gegnerischen Komitees sitzen zum Beispiel Yvette Estermann, Nationalrätin der SVP, und Urs Hans, Landwirt und Zürcher Kantonsrat der Grünen. Die Gegner des Gesetzes eint die Überzeugung, dass das neue Gesetz die Eigenverantwortung von Tierhaltern schwäche und künftigen Impfblogorien den Boden bereite.

Der Kampf gegen das neue Epidemien-gesetz, den ebenfalls Trappitsch und die von ihm präsierte Organisation Netzwerk Impfscheid anführen, basiert auf einer ähnlich bunten Gegnerschaft. Allerdings halten sich hier laut Trappitsch einige Gegner aus dem links-grünen Spektrum im Hintergrund, weil sie nicht zusammen mit Konservativen, etwa der Eidgenössisch-demokratischen Union EDU, auftreten wollen. «Sie haben Vorbehalte, teilweise gar Ängste», sagt Trappitsch. Sogar die Pressekonferenz zur Lancierung der Unterschriftensammlung gegen das Epidemien-gesetz musste wegen solcher Berührungs-ängste verschoben werden.

Daniel Trappitsch, der in Chur aufgewachsen ist, machte eine Lehre als Radio- und TV-Elektriker. Es folgte eine Weiterbildung zum technischen Kaufmann. Als Schlüsselerlebnis nennt Trappitsch eine Bemerkung seines damaligen Chefs, er sei gegenüber Kunden «zu ehrlich». Nicht ehrlich sein zu dürfen, habe er als Zumutung empfunden. Also nahm er 1994 eine Ausbildung als Naturheilpraktiker in Angriff. Seither gehört Ehrlichkeit zu seinen Grundprinzipien, was immer er beruflich oder politisch tut. «Kein Marionettenverhalten möglich», schreibt Trappitsch in einem Steckbrief über sich im Internet.

Marionetten sieht er viele. In der Politik wimmle es von Leuten, die von Lobbyisten gesteuert seien. Es brauche dringend eine «Entfilzung» von Politik und Wirtschaft. Man müsse den National- und Ständeräten verbieten, Mandate der Wirtschaft anzunehmen, so Trappitsch. Mit Verpflichtungen von Politikern bei

gemeinnützigen Organisationen oder Umweltgruppierungen hat der 47-Jährige weniger Probleme. Es gehe nur darum zu verhindern, dass Volksvertreter von finanziellen Interessen abhängig würden. Dass es mit viel Bürokratie verbunden wäre, behördlich festzulegen, welche Mandate für Politiker zulässig sind und welche nicht, streitet Trappitsch nicht ab. Auch einem reinen Berufsparlament auf nationaler Ebene ist er nicht abgeneigt. Damit liegt er überhaupt nicht auf SVP-Kurs, trotz Gemeinsamkeiten in anderen Fragen.

Ein Dorn im Auge ist Trappitsch die Rolle der Pharmaindustrie. Diese operiere mit Druck und Angst, um beispielsweise die von ihr entwickelten Impfstoffen flächendeckend absetzen zu können. Dabei sei keinesfalls belegt, dass Impfungen vor Infektionskrankheiten schützten, sagt der Naturheilpraktiker – ja nicht einmal, dass Viren und Bakterien für die Übertragung solcher Krankheiten verantwortlich seien.

Datenbank mit Gesundheitsdaten

«Die Ansteckungstheorie ist eine noch nie bewiesene Theorie», steht in einer Broschüre des von Trappitsch angeführten Netzwerks Impfscheid. Dass solche Aussagen von Wissenschaftlern als Humbug bezeichnet werden, wertet Trappitsch als Zeichen, dass es an unabhängiger Forschung fehle. Allgemein deutet er

steigende Umsätze der Pharmabranche als Beleg, dass diese unverfroren nutzlose oder gar schädliche Produkte verkaufe. «Denn wenn mehr Medikamente verkauft werden, heisst dies, dass es mehr Kranke gibt, also die Medikamente krank und nicht gesund machen», schrieb Trappitsch schon 2003 in einem Artikel in der linken *Wochenzeitung*.

«Wenn mehr Medikamente verkauft werden, heisst dies, dass es mehr Kranke gibt.»

Es brauche dringend mehr Eigenverantwortung im Gesundheitswesen, sagt Trappitsch. Um dies durchzusetzen, schlägt er Krankenkassenprämien vor, deren Höhe vom individuellen Gesundheitsverhalten abhängt. Er kann sich sogar vorstellen, eine Datenbank einzuführen, in der das Risikoverhalten jedes Einzelnen erfasst ist. Sollen darin etwa Personen vermerkt sein, die rauchen oder stark übergewichtig sind? Trappitsch lässt dies offen und spricht unverbindlich von «bewusster Übernahme von Eigenverantwortung», die finanziell belohnt werden soll.

Seinen Lebensunterhalt bestreitet Trappitsch heute hauptsächlich als Dozent an zwei Ausbildungsstätten für Naturheilkunde. Daneben führt er in seiner neuen Wohngemeinde

Buchs im St. Galler Rheintal eine Praxis und nennt sich «holistischer Heilpraktiker». Holistisch bedeute, dass er bei seinen Behandlungen nebst dem «Grobstofflichen» auch das «Feinstoffliche» (Immaterielle) berücksichtige und damit gegenüber seinen Patienten einen «ganzheitlichen» Ansatz verfolge. Als Fachmann für «Holistopathie» hält Trappitsch Referate und führt Seminare durch. Eine im Internet publizierte Liste lässt auf weitreichende Kompetenzen schliessen, bietet Trappitsch doch nebst Kursen wie «Geist, Seele, Körper in Einklang bringen» oder «Loslassen – die Kunst des Gebens» auch solche namens «Ohrakupunktur», «Wunderpflanze Hanf» oder «Partnerschaft und Sexualität» an.

Daniel Trappitsch ist gewohnt, anzuecken – sei es wegen seiner esoterischen Sichtweise auf Gesundheitsprobleme oder wegen seiner politischen Ideen. Ein Blatt vor den Mund nimmt er deshalb nicht. «Ich stehe den Leuten halt manchmal auf die Füsse, wenn es sein muss», sagt er über sich selber.

Nachdem er im Bündnerland vor einigen Jahren als Parteiloser für den Nationalrat kandidierte, kann er sich jetzt auch im Kanton St. Gallen vorstellen, wieder ein politisches Amt anzustreben. Entschieden sei aber noch nichts. Vorläufig hält ihn der Abwehrkampf gegen angeblich impffreundliche Gesetze genügend auf Trab. ○

Zwei Standpunkte, zwei Meinungen.



Live in Kloten

Ort: Floor Club, Oberfeldstrasse 12a, 8302 Kloten

Datum: 3. Dezember 2012

Zeit: 18 Uhr bis 18:50 Uhr, Türöffnung 17 Uhr

Eintritt: nur mit Anmeldung unter tickets@radio1.ch (Platzzahl beschränkt)





Der Bergbau ist heute ein Hightech-Geschäft: Tintaya-Kupfermine im peruanischen Espinar.

Das Gift der Hilfswerke

Mit der Kampagne gegen den Rohstoff-Giganten Xstrata haben Schweizer Drittwelt-Lobbyisten einen blutigen Konflikt in den peruanischen Anden befeuert und sinnvolle Projekte verhindert. Die Vorwürfe gegen Xstrata sind haltlos, wie ein Besuch vor Ort zeigt. *Von Alex Baur und Alex Kornhuber (Bilder)*

Es ist eine düstere Welt, die sich auf der Website Multiwatch.ch präsentiert. Wie Kraken breiten multinationale Giganten von der Schweiz ihre Tentakel über die Welt aus, um die Ärmsten der Armen auszusaugen; ohne Skrupel vergiften sie die Natur, korrumpieren Regierungen und treten die Rechte der Arbeiter mit Füßen. Besonders schlimm steht es gemäss Multiwatch um den Bergbau. Die in Zug domizilierten Rohstoffgiganten Glencore und Xstrata stehen denn auch seit geraumer Zeit unter Dauerbeschuss der Lobby-Gruppe.

Hinter Multiwatch stehen diverse Schweizer Nichtregierungsorganisationen, sogenannte NGO, von Alliance Sud über Swissaid bis zur Erklärung von Bern, aber auch kirchliche Hilfswerke wie Brot für alle oder Fastenopfer sowie Gewerkschaften (Unia, VPOD) und Linksparteien (PdA, Grüne). Das mediale Echo auf die Kampagnen von Multiwatch, die meist nicht als solche deklariert werden, ist beachtlich. In der Regel finden die professionell aufbereiteten Informationen getarnt als Nachrichten oder gar als vermeintliche Eigenrecherchen ihren Weg an die Öffentlichkeit – der Traum eines jeden Lobbyisten.

Als Oscar Mollohuanca, der Bürgermeister von Espinar in den peruanischen Anden, im

letzten Mai der Schweiz einen Besuch abstattete, war dies sogar der «Tagesschau» von SF einen Bericht wert. Radio DRS brachte ein längeres Interview mit Mollohuanca, der ange-reist war, um vor dem Firmensitz von Xstrata in Zug gegen die angebliche Vergiftung von Tieren und Menschen durch den Konzern in seiner Heimat zu protestieren, die durch unabhängige Gutachter nachgewiesen worden sei. Dass die Reise Teil einer Medienkampagne und von Hilfswerken finanziert war, blieb unerwähnt.

Wenige Tage später, am 21. Mai, – auch darüber berichteten diverse Schweizer Medien – kam es zu Ausschreitungen in Espinar, bei denen zwei Demonstranten von der Polizei getötet wurden. Anlass der Proteste war offenbar das erwähnte Umweltgutachten. Die peruanischen Behörden beschuldigten Bürgermeister Mollohuanca, die Krawalle angezettelt zu haben, und setzten ihn vorübergehend in Untersuchungshaft. Amnesty International schaltete sich ein und warnte in einer Protestnote vor einer Verletzung der Menschenrechte.

Die Ausschreitungen um die Kupferminen Tintaya von Xstrata bei Espinar waren auch in den peruanischen Medien ein grosses Thema. Dort erfuhr man auch, dass nicht nur De-

monstranten, sondern auch zwei Dutzend Polizisten bei den gewalttätigen Krawallen verletzt worden waren. Unter den Demonstranten fanden sich straff organisierte Einheiten, die zum Teil mit Bussen angereist waren und die ihre Wurzeln in den marxistisch-leninistischen Kaderparteien des Kalten Krieges haben.

Kupfermine von Aktivisten geplündert

Dass die Demonstranten tatsächlich die Stimmung im Volk repräsentieren, wie die Schweizer Hilfswerke glauben machen, ist zu bezweifeln. In Espinar ist es nicht anders als in Zürich: Wenn der schwarze Block an der Langstrasse randaliert, so heisst das nicht unbedingt, dass sich die Bevölkerung in revolutionärem Aufruhr befindet. Hinter dem Protest stand ein Konglomerat linker Gruppierungen, die im Verbund mit einem progressiven Sektor der katholischen Kirche den Bergbau als Symbol des globalen Kapitalismus prinzipiell ablehnen, die sogenannten *antimineros*.

Bereits sieben Jahre zuvor, am 21. Mai 2005, hatten Aktivisten die Kupfermine bei Espinar überfallen, geplündert und schwere Schäden angerichtet. Oscar Mollohuanca führte damals die Randalen an. Vor zwei Jahren wurde er zum



«Sechser im Lotto»: Truck-Fahrerin Alfaro.

Bürgermeister von Espinar gewählt, allerdings mit lediglich 29,6 Prozent der Stimmen, was einer Eigenheit des peruanischen Wahlsystems zuzuschreiben ist. Die Kommune von Espinar ist seither gespalten. Kurz vor seiner Reise in die Schweiz entging Mollohuanca knapp einem Amtsenthebungsverfahren. Die Ausschreitungen vom letzten Mai, bei denen Mollohuanca aktiv mitwirkte, könnten auch als Ablenkungsmanöver gedeutet werden.

Die Gefährdung von Mensch und Umwelt durch die Minen war in Peru schon immer ein virulentes und emotional befrachtetes Thema. Das Land hat eine jahrhundertealte Tradition im Bergbau. Das grösste Problem sind heute allerdings unbestrittenermassen die Heerscharen illegaler Schürfer, die bar jeder Kontrolle und oft unter unmenschlichen Bedingungen arbeiten. Internationale Konzerne stehen dagegen unter scharfer Beobachtung. Sie können es sich kaum leisten, gegen die ziemlich strengen arbeitsrechtlichen und umwelttechnischen Auflagen zu verstossen.

Umso grösser war die Empörung, als die renommierte Journalistin Cecilia Valenzuela im letzten September die angeblich unabhängige Umweltexpertise, auf welche die *antimineros* ihre Kampagne gegen Xstrata stützen, als tendenziöses Machwerk entlarvte. Die Gewässer, welche die vermeintliche Ingenieurin Elke Humpel – in Wirklichkeit handelt es sich um eine deutsche Studentin, die bei einer der involvierten NGO ein Praktikum absolvierte – im Auftrag kirchlicher Hilfswerke untersucht hatte, lagen zum Teil gar nicht im Einzugsgebiet der Kupfermine. Die gefundenen Schwermetalle sind gemäss

peruanischen Fachleuten eher untypisch für eine Kupfermine und könnten in Anbetracht des Erzreichtums der Gegend auch natürlichen Ursprungs sein.

Anders als in der Schweiz haben in Peru zurzeit nicht Glencore und Xstrata ein Imageproblem – sondern vielmehr die involvierten Hilfswerke. Der Verdacht, dass sie die Bevölkerung mit politisch motivierten Pseudo-Gutachten aufwiegeln und blutige Ausschreitungen provozieren, wiegt schwer. Kommt hinzu, dass Rohstoffe für die peruanische Wirtschaft von vitaler Bedeutung sind; sie machen rund

Der Rohstoffhandel hat Peru in den letzten zehn Jahren traumhafte Wachstumsquoten beschert.

85 Prozent der Exporte aus und verschaffen dem Staat rund einen Drittel der Steuereinnahmen. Die Hausse im Rohstoffhandel hat dem Land in den letzten zehn Jahren traumhafte Wachstumsquoten beschert und die Armutsquote markant gesenkt.

Das nach der Agrarreform der 1970er Jahre verarmte und in den 1980er Jahren vom blutigen Terror der Guerillas geplagte Hochland zwischen Ayacucho, Cusco und Puno hat von der Bonanza am meisten profitiert (*Weltwoche* Nr. 49/11, «Wirtschaftswunder in den Anden»). Gerade hier setzt indes die Kritik der *antimineros* ein. Das ungestüme Wachstum, so monieren sie, störe das soziale Gleichgewicht und bedrohe die Kultur der Indio-Kommunen. Die Multis, so der landläufige Vorwurf, würden ihre Ländereien plündern und vergif-

ten. Was dabei für die Einheimischen abfalle, seien Brosamen.

Eigener Radiosender

Die Tintaya-Mine liegt rund zehn Kilometer südöstlich von Espinar auf rund 4100 Meter über Meer in einer dünnbesiedelten Steppenlandschaft. Die riesigen Bagger und Trucks mit bis zu 450 Tonnen Nutzlast, die hier ganze Hügel versetzen, stehen in einem eigentümlichen Kontrast zu den bisweilen noch mit Stroh bedeckten, weit über die Hochebene lose verstreuten Lehmhütten der Indios. Das Herz der Anlage, wo das kupferhaltige Gestein zermahlen und in einem chemischen Prozess zersetzt wird, erinnert optisch an eine Zementfabrik.

Die Mine ist eine in sich geschlossene Welt mit 2200 Angestellten, Mannschaftsunterkünften und Kantinen, einem Busnetz und sogar einem eigenen Radiosender. Die nichtqualifizierten Arbeiter stammen gemäss Xstrata ausnahmslos aus der nahen Umgebung, die Vorarbeiter und Ingenieure zumeist aus den nahen Städten Cusco und Arequipa. Obwohl Xstrata rund um den Erdball aktiv ist, finden sich bei der peruanischen Niederlassung selbst in der Chefetage kaum Ausländer.

Aus Cusco stammt auch Luis Rivera, der oberste Boss von Xstrata Peru: ein Mestize aus einfachen Verhältnissen, der an der staatlichen Universität San Marcos Geologie studiert und sich als Praktiker auf dem Feld hochgearbeitet hat. Mediensprecher Marco Santos, der uns während des Besuches durch die Tintaya-Mine begleitet, ist in einem kleinen Dorf in den südlichen Hochanden aufgewachsen. Die Que-



Xstrata-Vorzeigeprojekt: Bildungsinstitut CREE.

chua-Sprache der Indios ist ihm daher geläufig. Santos spricht aber auch fließend Französisch und Englisch. Die Schweiz kennt er bestens. Dank einem Stipendium hat er in Neuenburg Ökonomie studiert. Als Mitarbeiter der Deza kehrte er in seine Heimat zurück, wo er schliesslich bei Xstrata landete.

Auch Pilar Alfaro, die wir während unseres Streifzugs durch die Mine zufällig treffen, hat Erfahrungen in Europa gesammelt. 2009 suchte die 39-jährige alleinerziehende Mutter ihr Glück in Spanien. Nach einem Jahr kehrte sie entmutigt und mit leeren Händen in ihre Heimat zurück. Heute arbeitet sie als Truck-Fahrerin bei Xstrata, und das, so sagt sie, sei für sie etwa so wie «el pollón en la lotería» – «ein Sechser im Lotto»,

Gefragt sind Zuverlässigkeit und technisches Können, Herkunft oder Geschlecht sind bedeutungslos.

frei übersetzt. Alfaro arbeitet jeweils zehn Tage durch, dann reist sie für fünf Tage nach Arequipa, wo ihr Sohn an der Universität studiert. Sein Ziel: Bergbauingenieur natürlich.

Ausgezzerte Männer mit russverschmierten Gesichtern und schmutzigen Overalls, die an lärmigen Maschinen hantieren, sucht man hier vergeblich. Der moderne Bergbau ist ein Hightech-Geschäft. Gefragt sind Zuverlässigkeit und technisches Können, Herkunft oder Geschlecht sind bedeutungslos. Die körperliche Belastung für die Arbeiter ist nicht grösser als in einer Fabrik. Gemäss Angaben von Xstrata verfügt die Kupfermine über einen in sich geschlossenen Kreislauf. Das für den Pro-

zess nötige Wasser wird in Kläranlagen und Absinkbecken vollständig rezykliert.

Die Minera Tintaya wurde 1982 als Staatsbetrieb gegründet und 1994 im Zuge der Liberalisierung privatisiert. Jährlich werden hier im Tagbau gegen 100 000 Tonnen Kupferkonzentrat und als Nebenprodukt 33 000 Unzen Gold gefördert. Die Vorräte von Tintaya sind mittlerweile erschöpft. Geblieben ist ein gigantischer Krater, der nun mit der Schlacke aus der bloss wenige Kilometer entfernten Antapaccay-Mine gefüllt wird, die Xstrata gegenwärtig mit einer Investition von rund 1,4 Milliarden Dollar erweitert. Weitere 5,5 Milliarden Dollar steckt der Konzern in die Kupfermine Las Bambas, die zurzeit rund 170 Kilometer nordöstlich von Espinar neu angelegt wird.

Das sind selbst für ein Unternehmen wie Xstrata gigantische Investitionen, die sich nur auf lange Frist bezahlt machen. Das unternehmerische Risiko ist beträchtlich. In den letzten zwei Jahrzehnten war Peru politisch sehr stabil. Auch linke Regierungen haben das liberale Wirtschaftsmodell nicht angetastet, das dem Land einen gewaltigen und anhaltenden Entwicklungsschub bescherte. Als grössten Risikofaktor stufen die Unternehmen gemäss einer Erhebung der Sociedad Nacional de Minería allerdings soziale Konflikte ein.

Und die sind eine permanente Bedrohung in dieser abgelegenen Weltgegend, wo die moderne Zivilisation auf archaische Strukturen prallt und das Faustrecht nicht selten den lückenhaft präsenten Staat ersetzt. Doch an Geld mangelt es nicht. Dank den Steuereinnahmen aus dem Bergbau ist das Städtchen Espinar mit einem Jahresbudget von rund 54 Millionen Dollar ei-

ne für peruanische Verhältnisse reiche Gemeinde. Doch der Nachholbedarf ist gewaltig. Viele Projekte scheitern an bürokratischen Hürden, Korruption und mangelhaftem Know-how. Vor allem aber hat der schnelle Reichtum auch zu Verteilungskämpfen geführt.

Xstrata hat sich deshalb freiwillig verpflichtet, drei Prozent ihres Gewinnes (vor Steuern) in soziale Projekte vor Ort zu investieren. In den letzten sieben Jahren waren dies rund 65 Millionen Dollar, die ohne bürokratische Verluste den umliegenden Indio-Kommunen zugutekamen. In enger Kooperation mit den Nutzniessern wurden Dutzende von Projekten lanciert, die sich zeigen lassen: Schulen, Ambulatorien, Landmaschinen- und Viehzuchtgenossenschaften, Bewässerungssysteme, eine Käseerei, die den Bauern einen festen Preis garantiert und mittlerweile täglich sieben Tonnen Milch verarbeitet.

Zu den Vorzeigeprojekten von Xstrata gehört neben dem Spital von Espinar das Bildungsinstitut CREE: ein grosszügig konzipiertes Zentrum des Wissens in Espinar mit topmodernen Laboratorien, die jedem Schweizer Gymnasium gut anstehen würden, mit Computern, Musikinstrumenten aller Art und vor allem auch mit gutbezahlten und fachlich ausgewiesenen Dozenten. Am CREE können sich – auf freiwilliger Basis – sowohl Lehrer wie auch Schüler weiterbilden. Und diese machen, dieser Eindruck stellte sich zumindest anlässlich unseres Besuches ein, mit erfrischendem Enthusiasmus von diesem Angebot Gebrauch.

Das CREE ist gleichsam der Gegenentwurf zum Modell der Hilfswerke, welche die *indígenas* (auf Deutsch: Eingeborene) als eine Art



«Unsere Sache»: Bürgermeister Mollohuanca.

menschliches Inventar eines Völkerkundemuseums behandeln, das vor den Einflüssen der westlichen Zivilisation geschützt werden muss. Sie verkennen dabei allerdings, dass die Indios in den Anden seit bald 500 Jahren in einer christlich geprägten Kultur leben, die nur noch Fragmente des präkolumbischen Erbes enthält (rund zwanzig Prozent sind übrigens protestantisch). Mit einem Bevölkerungsanteil von 75 Prozent sind die Indianer und Mestizen auch keine Minderheit in Peru.

Torkelnder Bürgermeister

Seit einem Jahr sind alle neuen sozialen Projekte von Xstrata auf Eis gelegt. Der Grund: Bürgermeister Mollohuanca blockiert jede Zusammenarbeit. Doch ohne die Zustimmung lokaler Vertreter, so steht es im Kooperationsvertrag, läuft nichts. Gestoppt wurde im letzten Frühling auch eine geplante Zusammenarbeit von Xstrata Peru mit dem Schweizer Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Die drei Schwerpunkte waren bereits definiert: technische Beratung lokaler Behörden, ein Projekt zur Aufforstung und der Aufbau eines sanften Tourismus. Wie ein Mitarbeiter des Seco gegenüber der *Weltwoche* bestätigte, liegt der einzige Grund bei den Kampagnen der Erklärung von Bern und Multiwach gegen Xstrata und Glencore: «Wir befürchteten, in diesen Konflikt hineingezogen zu werden.» Auf den Punkt gebracht: Schweizer Hilfswerke verhindern soziale Projekte – und heizen stattdessen soziale Konflikte an.

Was meint Bürgermeister Mollohuanca zu diesem Vorwurf? Er weilt während unseres Besuchs in Espinar gerade in Cusco, der Hauptstadt des Departements. Wir verabreden uns in einer Bar im Stadtzentrum. Sein Chauffeur, Leocadio Florez, ein liebenswürdiger Mann, fängt uns an der Tür ab: Der Chef habe einen anstrengenden Tag hinter sich, warnt er. Das ist sehr freundlich ausgedrückt. Oscar Mollohuanca ist ziemlich betrunken und nicht dazu aufgelegt, Fragen zu beantworten. Dafür hält uns der 51-Jährige einen Vortrag über die Kultur der Inkas, die Vorzüge der Alpakas, die man im Gegensatz zum Geld essen könne und deren Wolle Wärme spende, die Plünderung der Anden durch die Spanier und die Gringos.

Die drei Prozent, welche Xstrata in soziale Projekte investiere, meinte der Bürgermeister, seien ein lächerlicher Klacks, eine Beleidigung. Er verlange dreissig Prozent – und die Kontrolle über die Projekte. Die Frage, was er denn mit dem Geld machen würde, fegt Mollohuanca mit einer ungehaltenen Handbewegung und zusammen mit einem halbvollen Bierglas vom Tisch: «Das ist unsere Sache.» Leocadio Florez sieht die Zeit gekommen, den arg torkelnden Chef mit sanftem Druck aus der Bar hinauszukomplimentieren. Wer mit diesem Mann verhandeln muss, ist nicht zu beneiden. ○



E i n l a d u n g

zum öffentlichen Gedenk Anlass des 20. Jahrestages
des EWR/EU-NEIN vom 6. Dezember 1992

Der Weg der Schweiz in die Zukunft

Sonntag, 2. Dezember 2012, 14:00 Uhr, Biel
Strandboden/Hayek-Park, direkt am See

10 Minuten zu Fuss vom Bahnhof Biel – Weg ausgeschildert,
Shuttle-Bus ab Bahnhof (Ausgang See), Parkplätze vorhanden

1. Teil: Feierlicher Gedenk Anlass im Freien

14:00 Uhr

- Auftakt mit Böllerschüssen, Aufmarsch der Fahnenträger, begleitet von Treichlerformationen, Landeshymne
- Kurzbotschaft von **Uli Windisch**, Soziologieprofessor, Genf
- Kurzbotschaft aus der italienischen Schweiz von **Lara Filippini**, Tessiner Grossrätin und Gemeinderätin
- Ansprache von **Christoph Blocher**, Nationalrat und a. Bundesrat
- Beresina-Lied

Mitwirkung: Stadtmusik Biel und Tenor Peter-Matthias Born

2. Teil: Volksfest im Festzelt, Festwirtschaft und Unterhaltung

ab 15:00 Uhr

- Auftritt von Roberto Brigante, Jodler und Schwyzerörgeli, Schlagersängerin Rahel Tarelli u.a.

Alle Interessierten sind eingeladen.

Es laden ein:

Aargauische Vaterländische Vereinigung, AUNS, Chance 21, EDU Schweiz, Junge SVP Schweiz, Komitee selbstbewusste freie Schweiz, Organisation pour la souveraineté de la Suisse, Pro Libertate, Schweizer Demokraten, Schweizerisches Aktionskomitee gegen EWR- und EG-Diktat – für eine welt-offene Schweiz, Schweizerzeit, SVP Biel, SVP Schweiz, Unternehmer-Vereinigung gegen den EU-Beitritt, Vereinigung Bern Aktiv, Vereinigung Medien-Panoptikum, Young4FUN.ch

Spende für die Unkosten (Vermerk: Stopp EU-Beitritt):
UBS-Postkonto 80-2-2, Konto-Nr.: 0235 00130326.01N
IBAN: CH93 0023 5235 1303 2601 N

www.stopp-eu-beitritt.ch



Aktenschränke der Weltgeschichte: Marlon Brando, Vivien Blaine, Frank Sinatra und Jean Simmons im Film «Guys and Dolls», 1955.



Lob der Legende

Von Daniele Muscionico

Wer findet alle Rottöne auf dem Bild? Wer kann die Grün-Nuancen benennen? Wer weiss, wieso das Quartett mit Hummeln im Hintern marschiert, als tönten aus dem Drugstore Armeetrompeten? Wieso grinst Frank Sinatra auf den Stockzähnen, weshalb trägt Marlon Brando ein Pokerface? Und wer ist der weibliche Rotstift unter der gestrengen Haube, wer der grüne Atombusen?

Ein Bild, tausend Fragen, und das bilder-süchtige Augentier in uns hat die Einsicht: Während Sätze Gewissheit wollen, geben Bilder Gedankenfreiheit. Denn Bilder sind oft realer, als es ihre Vor-Bilder sind. Und, Bilder sind Gedächtnisspeicher. Jean Simmons zum Beispiel, die blondierte Eisscholle an der Hand von Sinatra, sie ist heute eine Leerstelle in unserem Hirn. Dabei gab sie damals neben Deborah Kerr in der «Schwarzen Narzisse» ein frivoles Ding, das den Kinobesuchern die Münder offen blieben.

Bilder sind Gedächtnisdepots, Akten-schränke der Weltgeschichte: Das war das Erfolgsrezept des bekanntesten amerikanischen Reportage-Magazins, des einzigartigen *Life*, das am 23. November vor 76 Jahren zum ersten Mal erschienen ist. *Life* erzählte erstmals Geschichten nicht mit endlosen Bleiwüsten, sondern mit Bildern! Seine Fotoreporter, Schwergewichte wie Robert Capa oder Margaret Bourke-White, stürmten am D-Day mit an Land oder fotografierten Filmstars erstmals backstage bei der Oscar-Verleihung. 1955 war dieses Szenenbild abgedruckt, ein Filmstill aus «Guys and Dolls», zu Deutsch: «Schwere Jungs – leichte Mädchen» nach dem gleichnamigen Musical. Mit vier Oscar-Nominierungen und zwei Golden Globes schrieb der Streifen von Starregisseur Joseph L. Mankiewicz Filmgeschichte.

Das Bild bleibt, die Zeit ändert sich. Keiner würde heute für den harmonieseligen Plot von «Guys and Dolls» auch nur einen Fuss vor die Tür setzen, geschweige denn eine Kinokarte bezahlen.

Ähnlich wie «Guys and Dolls» heute vom Winde verweht ist, lebt auch *Life Magazine* nur noch als Legende. Die grossen Fotoreportagen, für die das Blatt stand – zu seinen besten Zeiten in einer wöchentlichen Auflage von 13,5 Millionen Exemplaren –, gibt es nicht mehr. Das Magazin hatte den Kampf um den bilder-süchtigen Leser am Ende gegen das Fernsehen verloren. *Life* ist tot, doch es lebt, weiterhin und immer: unser Durst nach Bildern, unser Hunger nach dem Live-Erlebnis, unser ungestillter Blick!

«Warum so dumm, so primitiv?»

Die Gruppe 47 schrieb mit Heinrich Böll, Günter Grass und Martin Walser Literaturgeschichte. Ein Tagebuch des Gruppe-Initiators Hans Werner Richter rechnet mit den Dichtern ab. *Von Wolfram Knorr*



Provinzialität der Literaten: Schriftsteller Richter.

Gruppe 47? Gruppe was? Eine Gruppe von 47 Reservisten? Bankern? Feuerwehrleuten? Natürlich nicht; der Name umfasst gewissermaßen die deutsche Literatur der Nachkriegsjahre – nur längst perdu. «Als Gruppe 47 werden die Teilnehmer an den deutschsprachigen Schriftstellertreffen bezeichnet, die Hans Werner Richter von 1947 bis 1967 einlud», heisst es auf Wikipedia. Entspricht in die Vergessenheit ist auch der Grossteil jener Autoren, die zur Gruppe 47 gehörten: Günter Eich, Ilse Aichinger, Johannes Bobrowski, Jürgen Becker, Gabriele Wohmann, Reinhard Lettau, Uwe Johnson, Paul Celan, Heinrich Böll, Hermann Kesten, Alfred Andersch, Martin Walser, Horst Bienek, Günter Grass und so weiter. Grass, Nobelpreisträger und Israel-Kritiker, natürlich nicht, und Martin Walser auch nicht; aber bei Böll (1985 gestorben) wird's schon schwierig, obwohl auch er den Nobelpreis erhielt; 1972 – ist schon lange her.

Und das Wegschwimmen im Fluss des Vergessens hat Gründe. Fast alles, was publiziert wurde, waren popelige Busspredigten, Gesinnungsgesumse. Wer links war, war auf dem rechten Pfad; davon ist die deutsche Literatur noch heute geprägt. Hans Werner Richter (1908–1993), literarischer Autodidakt, dessen Romane («Die Geschlagenen») komplett verschwunden sind, war Gründervater und Spiritus Rector jener Gruppensitzungen an wechselnden Orten, an denen man sich traf, um zu diskutieren und zu kritisieren, das geistige Leben im Land auf Vordermann zu bringen. Bald war die Gruppe 47 ein mediales Ereignis und galt als geistige Elite. Das Gift der gegenseitigen Abneigungen begann den vielbeschworenen Gruppengeist Ende der sechziger Jahre zu zersetzen.

Nun sind nach so langer Zeit überraschend Hans Werner Richters Tagebücher, die er von

1966 bis 1972 verfasste, erschienen und bieten erstmals einen ziemlich schonungslosen Einblick ins Innenleben der Hochleistungsintellektuellen. Sie enthüllen, bei aller Subjektivität des Schreibers, woran die deutsche Literatur bis heute krankt: Stil, Sprache, Erzählformen spielten überhaupt keine Rolle, es ging ausschliesslich um die richtige politische Haltung. Hellsichtig durchschaute Richter, was für Opportunisten, Polit-Mitläufer seine Schäflein im Grunde waren.

Walsers «Gequassel»

Über Martin Walser notierte Richter: «Immer taumelt er – fast somnambul – hinter der Entwicklung her, einmal mit Kafka, einmal mit Proust, und sein vielumstrittenes «Einhorn» ist stilistisch schlechtester Nachexpressionismus – oder vielleicht besser schlechtester Frühexpressionismus. Welches Gequassel, welche Sucht nach Wortexperimenten: selbst das weibliche Geschlecht muss hier Fleischspalte heissen.» Auch Günter Grass kriegt sein Fett weg: «Nein, er Grass, korrespondiert mit den zukünftigen Kanzlern, Vizekanzlern und Ministern, nicht die deutschen Schriftsteller. Wenn er protestiert, können alle anderen nicht mehr protestieren.» Das war 1966! Klingt wie heute.

Bei der Tagung in Princeton, April 1966, macht der blutjunge Peter Handke von sich

«Alle redeten durcheinander, gleichzeitig, jeder wusste es besser als der andere.»

reden mit seinem Spott über die ewige Gesellschaftskritikerei. Handke hatte ja recht, nur ging seine literarische Reise dorthin, wo deutsche Dichtung schon immer gerne nistete: in den Elfenbeinturm. Echauffierte man sich in Princeton neben Handke über die US-Vietnampolitik, so war ein Jahr später in der lauschigen «Pulvermühle» der Fränkischen Schweiz der Springer-Konzern das Entrüstungsobjekt: «Walser leitet die Diskussion, das Thema: «Kampf dem Springer-Konzern». Alle redeten durcheinander, gleichzeitig, sich unterbrechend, jeder wusste es besser als der andere, lauter Verschwörer, eine Literaten-Verschworung.»

1968, die Studentenproteste und -demos laufen auf Hochtouren, die Professoren werden niedergebrüllt, hält Richter in einer Mischung aus Entgeisterung und klarer Analyse fest: «Meine literarischen Freunde – kann ich sie noch Freunde nennen? – traten in Frankfurt zu einem Kongress «Notstand der Demokratie» auf, am letzten Tag vor der Verabschiedung der Notstandsgesetze. Ein schlechter Eindruck: jeder, so schien es, wollte sich noch im letzten Augenblick die goldene Kette des Widerstands umhängen, nur um einmal sagen

zu können <ich war dagegen>. [Walter] Jens als Rhetor, [Hans Magnus] Enzensberger als Revolutionär, und beide hinterliessen doch nur das miserable Bild des Mitläufers um jeden Preis. Sie laufen dem Meinungsterror nach, den die Studenten ausüben, denn als Augstein mit den Rufen <Augstein raus> niedergeschrien wurde, protestierten sie nicht, sondern liessen ihn allein. Enzensberger verrät alles, sogar sich selbst. Merkt er nicht, dass ihm, dem Ästheten, dem Snob, das revolutionäre Gehabe so schlecht steht wie einem Zwerg der Anzug eines Riesen.»

Die Mondlandung

1968 kam es in Frankfurt zu heftigen Bestrebungen, Kunstwerke grundsätzlich nicht mehr zu akzeptieren; sie seien bürgerlich: «Warum müssen sich die Literaten immer auf den Kopf stellen, wo sie doch schon auf den Beinen unsicher stehen?» Wie Enzensberger, der nach Kuba reist, auf einen versprochenen Lehrstuhl hofft, aber dafür zur Tabakarbeit geschickt wird. Richter, nicht ohne Schadenfreude: «Jetzt will er zurück, aber man gibt

so dumm, so primitiv, mit einem Kotau vor Wehner und Brandt?»

«Ich mag die Schweiz nicht»

Richter war natürlich nicht nur Chronist, er war selbst Teil der Szene. Zu einer wüsten Entgleisung kam es 1952, als Paul Celan seine Gedichte, unter anderem «Todesfuge», vortrug, die Gruppe über die Lyrik lästerte und Richter über Celans Stimme herzog, die ihn an Joseph Goebbels erinnere. Celans Eltern starben im KZ. Richter zeigte nicht das geringste Gespür für Literarisches. In seinen Notaten finden sich keine Bemerkungen über neue, andere Erzählweisen. Da zeigt er sich in seiner sozialdemokratischen Piefigkeit so eng wie die Kollegen, die sowieso am liebsten übereinander lästern. Ein literarisches Mittelmass traf sich Jahr für Jahr in lauschigen Lokalitäten und mimte Solidarität.

Richters Beobachtungen sind deshalb erhellend, weil er die Provinzialität der Literaten präzise erfasst – und an dem Befund hat sich leider bis heute nichts geändert. Man denke nur an Grass' unsägliches Israel-Gedicht oder



«Lauter Verschwörer»: Gruppe 47 mit Unseld (l.), Johnson (2.v.l.), Enzensberger (3.v.r.), Richter (r.).

ihm nicht das Ausreisevisum. Da kann man nur sagen: so endet eine hysterische und etwas hochstaplerische Liebe.»

Im Juli 1969 landet der erste Mensch auf dem Mond und «Grass, Dürrenmatt, Böll gaben sich anti-fortschrittlich, fast reaktionär [...] Grass verstieg sich sogar zu dem Satz: <Nun hat ein Mensch seinen kleinbürgerlichen Fuss auf den Mond gesetzt.> Als ob der Mond grossbürgerlich ist!» Im Jahr darauf, während eines Schriftstellerkongresses, macht sich Martin Walser stark für einen «Anschluss an die Gewerkschaft». «Der Vorschnellste ist wiederum», notiert Richter, «der stilistisch Beste und politisch Dümme von ihnen: Martin Walser [...], was er jetzt ohne Kontrolle anrichtet, das grenzt an Geisteskrankheit.»

Grass, der mit wildem Ehrgeiz in die Politik drängt, hält eine Rede vor der SPD-Fraktion, über die sich Richter entsetzt äussert: «Warum

Walters Friedenspreisrede. Auch das Problem der Schweizer Literatur erkannte Richter: «In der Schweiz Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Peter Bichsel getroffen. Ich mag die Schweiz nicht, sie macht müde und stimmt elegisch, es ist die Melancholie des problemlosen Wohlstands [...]. Merkwürdigerweise färbt das auch auf die Schweizer Schriftsteller ab. Sie bemühen sich um die Probleme der Welt, aber es sind nicht die ihren. Es ist dieses Bemühen, das mich stört und lähmt [...], ein Land, das zu viel Boden hat und zu wenig Bodenloses.»

Hans Werner Richter: Mittendrin. Die Tagebücher 1966–1972. Herausgegeben von Dominik Geppert. C. H. Beck. 382 S., 24 Fr.

Jazz

Reise in ein nahes fernes Land

Von Peter Rüedi

Die jüngste CD der Sängerin Elina Duni trägt den Titel «Matanë Malit». Das ist albanisch und poetisch und heisst «hinter dem Berg», und die Musik ist nicht weniger als eine Reise in ein traumtraurig fernes und heftig in die Gegenwart drängendes Land – nämlich die Kindheit, die diese Frau, 1981 in Tirana geboren und mit zehn Jahren in die Schweiz emigriert, in Albanien verlebt hat, in einer Familie, die in die Vergangenheit, die balkanische Multiethnie, die Wirren der Zeitgeschichte verstrickt war (und ist) wie jede andere in dieser Weltgegend. Duni singt Lieder ihrer frühen Jahre, traditionelle Volkslieder, Songs auf brisante politische Texte bis zurück in die Zeiten, als ihr Grossvater mütterlicherseits als Partisan gegen die italienischen Faschisten kämpfte. Aus der Distanz, dem Abstand eines anderen, wie auch immer schweizerischen Lebens kommen die Melancholie und der Glückszauber dieser Musik. Sie ist nicht Jazz, sie ist keine Volksmusik, keine World Music und keine Balkan-Folklore.

Sie ist allenfalls all dies zusammen, und zwar nicht als ein zusammengesetzter Flickenteppich, sondern alles in jedem Moment. So gesehen trifft das Schlagwort von der Rückkehr einer Migrantin zu ihren roots die Sache nicht. Diese Musik sucht keine Authentizität. Sie ist authentisch, auf eine neue Weise. Unfraglich identisch, ziemlich beispiellos in der Balance zwischen Intimität, Emphase und coolem Takt (gerade, wo die Texte zu Pathos verführen könnten) ist nicht nur diese Stimme, sondern das Quartett insgesamt. Die langjährigen Partner, Patrice Moret am Bass und Norbert Pfammatter am Schlagzeug, vor allem aber Colin Vallon am Piano, sind keine begleitende Rhythmusgruppe, sondern Partner mit einem grossen gemeinsamen Atem. Respekt vor den Fundstücken dieser *recherche du temps perdu* (auch vor den Texten, die zwar manchmal lyrisch, aber nie lyrics sind) ist dabei ebenso Voraussetzung wie uneitel genutzte Freiräume. Weniger solistische Volten als ein gelegentliches Lockern oder Ausspreizen der Flügel. Eine Herzensangelegenheit, vom ersten bis zum letzten Schlag.



Elina Duni Quartet: Matanë Malit. ECM 2277 3706457

Fegefeuer der Eitelkeiten

Ernst Wyrsch führte das marode «Grandhotel Belvédère» in Davos zu altem Glanz zurück. Bill Clinton, Angelina Jolie oder Nicolas Sarkozy waren seine Gäste. Von Franziska K. Müller und Daniele Kaehr (Bild)

Ernst «Aschi» Wyrsch hat ein paar Leute eingeladen. Es wird Raclette aus der Bratpfanne serviert, der Hausherr entkorkt mit geübtem Griff eine Flasche Rotwein nach der anderen. Hans Escher, ehemaliger Chef-Concierge des «Grandhotels Belvédère», schiebt ein Blatt Papier über den Tisch. Fünfzehn Jahre lang erfüllte der sperrige Walliser die bisweilen kapriziösen Wünsche der Fünf-Sterne-Gäste: im Jahrgangschampagner baden. Nur grüne Lebensmittel essen. Das Hundeshampoo aus Paris einfliegen lassen. Das Schreiben stammt aus der Feder des französischen Ex-Präsidenten Nicolas Sarkozy, der den charismatischen 65-Jährigen – er erhielt auch jedes Jahr fünfzehn ernstgemeinte Heiratsanträge von weiblichen Gästen – nach Paris einlädt. Escher fragt: «Was haben Sarkozy und Bill Clinton gemeinsam?» Wyrsch antwortet: «Beide geistern spätnachts durch das einsame Hotel und statten dem Concierge einen Besuch ab.»

Seit der «Star-Hotelier» (*Tagesspiegel*) vor einem Jahr den Hut nahm, kann der 52-Jährige erzählen, was er will, und mit der Diskretion ist es vorbei. Angelina Jolie: berechnend und arrogant. Brad Pitt: ein Pantoffelheld. Dick Cheney und seine Frau: fiese Schwätzer. Angela Merkel: weiblicher, als man denken könnte. Sharon Stone: intelligent und der Liebling aller Angestellten. Tony Blair und Bill Clinton: lockere Typen, die in Boxershorts bei Bier und Chips die Lage der Nation analysierten und deren Gelächter bis in die gut bewachten Korridore drang. Die liebste Erinnerung an heldenhafte Zeiten betrifft die erste Begegnung zwischen Hans Escher und seinem jugendlichen Chef. Der Unterländer trug elegante Lederschuhe, rutschte auf der vereisten Aussentreppe aus und hätte sich vermutlich das Genick gebrochen, wäre er nicht in den Armen des Concierge gelandet. Es war der Anfang einer Freundschaft.

Das war vor siebzehn Jahren. Heute trägt Ernst Wyrsch derbes Schuhwerk und bezeichnet sich als Davoser. Im Bergort kennt ihn jedes Kind. «Mister Belvédère», wie er noch immer genannt wird, führte das zur Steigenberger-Gruppe gehörende Grandhotel mit sicherer Hand aus der Krise, verdoppelte den Umsatz auf sechzehn Millionen Franken und ermöglichte mit einem Return on Investment (ROI) zwei Sanierungen in der Höhe von über dreissig Millionen Franken. Als Retter betätigte er sich auch in anderen Funktionen: Als Präsident des HC Davos sanierte er den maroden Eishockeyklub, und mit anderen Bündner Hoteliers lancierte er den Jazz-

Event «Davos Sounds Good», der in den öden Sommermonaten bereits 100 000 Gäste in die Ortschaft brachte. Als masslosen Optimisten, als einen, der gern redet und dabei nicht immer etwas sagt, bezeichnen ihn seine Kritiker – und auch als Verursacher eines eitlen Kosmos, in dem der VIP-Hype so ausgiebig zelebriert wurde, dass sich sogar Kofi Annan, Richard Gere und Muhammad Ali geehrt fühlen durften, wenn sie im Rahmen des Weltwirtschaftsforums (WEF) eine Suite im «Belvédère» beziehen durften.

Optimismus über alles

Mit negativen Interpretationen seiner Psyche kann der verheiratete Vater ebenso wenig anfangen wie mit der erbsenzählerischen Kritik an seinem Wirken. Das positive Denken in allen Lebenslagen bezeichnet er als bewusste Willensentscheidung. Pessimismus hält er für ein lähmendes Übel. Zumindest sein eigener Erfolg gibt ihm recht: Bei der Ankunft von Ernst und Sylvia Wyrsch im Jahr 1996 präsentierte sich das denkmalgeschützte «Belvédère» – einst das gesellschaftliche Zentrum des aufstrebenden Luftkurortes Davos – in einem desolaten Zustand, die meisten Gäste waren auf Nimmerwiedersehen verschwunden, und das einst legendäre Haus stand kurz vor dem Konkurs. Der damals 35-Jährige sah das als «total positive Herausforderung», und sein unbescheidenes Ziel war schnell umrissen: dem «Belvédère» zurückgeben, was es verdient: Glanz und gesellschaftliche Relevanz.

Ernst Wyrsch, der aus einem urchigen gastronomischen Umfeld stammt, widerwillig eine Kochlehre absolvierte, die Sporen in der Spitzenhotellerie im «Waldhaus» in Sils Maria abverdiente, als Barmann zwei Jahre lang den Cocktail-Shaker in Nizza schüttelte und schliesslich die Hotelfachschule absolviert hatte, litt auch in seinen Jugendjahren weder unter Minderwertigkeitskomplexen, noch mangelte es ihm an optimistischen Plänen für die Zukunft. Abgehoben und extrovertiert, aber auch bodenständig und bauernschlau, absorbierte er früh die Geschäftsprinzipien seiner Mutter Pia, die eine marode Landbeiz innert Jahresfrist zu einer Goldgrube gemacht hatte. Ohne den Begriff «Marketing» buchstabieren zu können, habe sie intuitiv richtig, weil gnadenlos kundenorientiert gehandelt. Das wichtigste Geschäftsprinzip sei denkbar einfach gewesen. «Sie akzeptierte und erfüllte alle Wünsche der Kunden.»

So ähnlich verfuhr auch der neue «Belvédère»-Chef. Als Erstes nahm er allerdings die

Belegschaft unter die Lupe: «ein unmotivierter, schlechtgelaunter Haufen, dessen Wünsche und Ambitionen bisher auch konsequent ignoriert worden waren». Er sortierte aus, erklärte seine optimistischen Geschäftsziele, die mit null Franken Investition erreicht werden mussten, und machte mit 120 Angestellten weiter. Die zweite Amtshandlung: Er schuf im Personalrestaurant den Direktorentisch ab, verdonnerte das Kader und sich selbst zum Anstehen in der Kantine, was eine sofortige Verbesserung der Kost für alle bewirkte. Und tat, was in anderen Häusern unvorstellbar ist: Er machte seinen Mitarbeitern den Barbetrieb und die Wellnessanlage zugänglich.

Wyrsch erkannte das Leistungspotenzial zufriedener Mitarbeiter. Die Verbesserungsvorschläge einer Putzfrau seien ebenso ernst genommen worden wie diejenigen eines Abteilungsleiters, erinnert sich Hans Escher. «Zuerst waren die Leute platt, danach prasselten Dutzende von guten Ideen von Leuten, die den Betrieb tagtäglich an der Front vertreten, auf Ernst Wyrsch nieder.» Auch das Einsetzen der Crew nach Eignungen und Neigungen geschah nicht selbstlos und führte unter anderem dazu, dass die Mousse au Chocolat eines Zimmermädchens bis nach Dubai Berühmtheit erlangte und die Kosten für die Blumenbouquets um dreissig Prozent reduziert werden konnten, da sich ein technischer Mitarbeiter als Pflanzenarrangeur entpuppte und man ihm die entsprechende Verantwortung übertrug.

Den Globalisierungsgegnern sei Dank

Einem Zufall sei es allerdings zu verdanken, dass das in neuem Glanz erstrahlende Haus schliesslich internationale Berühmtheit erlangte. «Die Ankunft von Bill Clinton fiel mit den angekündigten Krawallen der Globalisierungsgegner zusammen, die ganze Welt blickte nach Davos», sagt Wyrsch. Der Besuch des Präsidenten, der im Jahr 2000 mit einer über tausendköpfigen Entourage anreiste, und die erwarteten Ausschreitungen einer sich neu formierenden Protestbewegung erwiesen sich als attraktives journalistisches Sujet. Von BBC über CNN kündigten sich drei Dutzend internationale Kamerateams an sowie Hunderte von schreibenden Journalisten. Was die Stadt Davos verpasst hatte, organisierte der umtriebige Hotelier den Medienschaffenden zudem im Alleingang: eine funktionierende Infrastruktur und geheizte Büroräumlichkeiten – auf dem Gelände des Grandhotels. «Schliesslich marodierte eine kleine Gruppe durch die Stadt, die Schadensbilanz fiel geradezu lächerlich klein aus», erinnert sich Hans Escher mit feinem Lächeln. Natürlich berichteten die von weit her angereisten Journalistentteams trotzdem tagtäglich aus Davos, und das «Belvédère» als präsidiale Nobelherberge, Zentrum des Geschehens und pittoresker Arbeitsort der Journalisten wurde über Nacht weltberühmt.



«Die ganze Welt blickte nach Davos»: ehemaliger «Belvédère»-Hotelier Wyrsch.

Die verstärkte Präsenz von Polit-Stars, aber auch von Hollywood-Grössen, die in grosser Anzahl als philanthropische Botschafter verschiedenster Hilfswerke anreisen, machte bald aus jedem WEF einen glamourösen Mega-Event, von dem das Grandhotel endlos profitierte. Er habe den glitzernden Kosmos, in dem Champagnerflaschen und Egos im XL-Format zirkulierten, geliebt. Und doch entschied er sich im Januar 2011, seine Demission einzureichen, künftig von allem weniger zu wollen, sein Wissen im Rahmen von Coachings und Seminarien weiterzugeben. Der Abschied kam schnell. Von einer Intrige und Unstimmigkeiten mit der deutschen

Konzernspitze ist die Rede. Man habe ihn gedrängt, seinem Nachfolger in den verbleibenden Monaten zu vermitteln, was sich niemals mit seiner Philosophie vereinbaren liess, so Ernst Wyrsch: das Hotel nach dem anonymen Konzept eines global funktionierenden Konzerns zu führen. Worauf er die aus Frankfurt angereiste Delegation um die sofortige Freistellung bat. Zwei Stunden später räumte er seinen Schreibtisch.

Draussen ist es dunkel geworden, feiner Schneestaub bedeckt die Terrasse. «Der künftige Chef kann aus China kommen und braucht nicht zu wissen, wie ein Käsefondue zubereitet wird oder wie der Tourismusdirektor von Davos



VIP-Hype: mit Muhammad Ali, 2006.



«Spätnachts beim Concierge»: mit Clinton, 2010.

heisst», brummt der ehemalige Boss. Und jetzt gibt ihm der Misserfolg recht: Seit seinem Abgang verzeichnete das «Belvédère» einen Umsatzeinbruch im zweistelligen Prozentbereich, verschiedene Direktoren gaben sich die Klinke in die Hand, beinahe das gesamte Kader und viele Angestellte haben gekündigt. So auch Hans Escher. Ernst Wyrsch bleibt dem Schweizer Tourismus erhalten: Im Januar 2013 tritt er sein neues Amt als Präsident von «Hotellerieuisse Graubünden» an.

Ernst Wyrsch: Mit Herzblut – Vom Gastgeber zum Glücksbringer. Wörterseh. 204 S., Fr. 39.90.
Franziska K. Müller ist die Ghostwriterin dieser Biografie.

Top 10

Knorrs Liste

1	Argo	★★★★★
	Regie: Ben Affleck	
2	Amour	★★★★★
	Regie: Michael Haneke	
3	Killing Them Softly	★★★★☆
	Regie: Andrew Dominik	
4	Skyfall	★★★★☆
	Regie: Sam Mendes	
5	Lore	★★★★☆
	Regie: Cate Shortland	
6	Dans la maison	★★★★☆
	Regie: François Ozon	
7	More than Honey	★★★★☆
	Regie: Markus Imhoof	
8	Arbitrage	★★★★☆
	Regie: Nicholas Jarecki	
9	Here Comes the Boom	★★★☆☆
	Regie: Frank Coraci	
10	The Perks of Being a Wallflower	★★★☆☆
	Regie: Stephen Chbosky	

Kinozuschauer

1 (1)	Skyfall	107 912
	Regie: Sam Mendes	
2 (2)	Here Comes the Boom	9907
	Regie: Frank Coraci	
3 (3)	More than Honey	9248
	Regie: Markus Imhoof	
4 (-)	Killing Them Softly	8204
	Regie: Andrew Dominik	
5 (4)	Argo	7740
	Regie: Ben Affleck	
6 (-)	Tinker Bell: Secret of the Wings	6315
	Regie: Bobs Gannaway	
7 (5)	Madagascar 3 (3-D)	5224
	Regie: Eric Darnell	
8 (6)	Hotel Transylvania (3-D)	5212
	Regie: Genndy Tartakovsky	
9 (7)	Dans la maison	2431
	Regie: François Ozon	
10 (8)	The Perks of Being a Wallflower	2380
	Regie: Stephen Chbosky	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Ice Age 4 (Fox)
2 (-)	The Amazing Spider-Man (Sony)
3 (2)	Intouchables (TBA)
4 (-)	Street Dance 2 (Impuls)
5 (3)	Iron Sky (Impuls)
6 (5)	LOL (Impuls)
7 (4)	Snow White and the Huntsm. (Universal)
8 (8)	Hanni & Nanni 2 (Universal)
9 (9)	Stolen (Impulse)
10 (-)	Ice Age 1-4 (Fox)

Quelle: Media Control



Gefühlte tausend Stunden: «Tabu».

Kino

Fragil entrückt

Was wollen eigentlich Kunstfilme, deren Sinn und deren Absicht im Dunkeln bleiben? Zuschauer offenbar nicht. «Tabu» ist so ein Fall. Von Wolfram Knorr

Es gibt ein probates Mittel, Bekannte, mit denen man für den Rest seines Lebens nichts mehr zu tun haben möchte, auf elegante Weise für immer loszuwerden: Empfehlen Sie ihnen einen extrem sehenswerten Kunstfilm. Also keinen, der eine solide Story erzählt oder dessen Augenfutter richtig satt macht. Nur einen, der sozusagen veganisch daherkommt – bis zur Anorexie. Der sehr apart die Fülle des Nichts dem geneigten Zuschauer appliziert.

Filme, in denen elitär Beseelte (Kritiker) etwas Lichtes sehen, Schönes, Enthüllendes, Aufregendes und aus der Schlichtheit der Bilder und Inhalte einen Dom der Zitate, Verweise etc. bauen, der sich über die Dürftigkeit zur Wichtigkeit wölbt. Zufrieden stellen sie dann (wieder) fest, dass wahre Kunst eben ein Rebus ist, der entschlüsselt werden muss und deshalb Arbeit ist.

Mal stumm, mal nicht

Es ist ein bisschen wie in der Astronomie, wenn durch Kernfusion aus einer Gaskugel ein gleissender Stern wird. Zur Kernfusion am Kino-Himmel kommt's durch Festivals und Lobpreisungen, die den Knirsch-und-Knarz-Film zum Leuchten bringen. Ein solcher Stern, der seine Kreise durch die Arthouse-Kinos ziehen wird, heisst «Tabu», vom portugiesischen

Filmregisseur Miguel Gomes. Er ist, um beim Bild zu bleiben, sogar eine Art Antimaterie-Stern, also visuell extrem schlicht, extrem schwarzweiss, extrem altes Format, extrem das Negative vom Geläufigen – extrem bedeutend halt. Gomes, früher Filmkritiker, beglückt denn auch mit einer Story, die irgendwie keine ist, aber zugleich aus mehreren besteht. Mal stumm, mal nicht; eine Feier des alten Kinos, des Melodrams, der Vergangenheit. Am Anfang, im heutigen Lissabon, verzockt eine Alte namens Aurora («Sunrise»-Stummfilm-Zitat!) ihr Geld im Casino; ihre Nachbarin Pilar und die Haushälterin Santa sorgen sich und erfüllen ihr einen Wunsch: sie will noch mal Gian Luca sehen, mit dem sie ein Verhältnis hatte, damals in Afrika in der schönen Kolonialzeit. Aurora lebte mit ihrem Ehemann, einem Farmer, am Fusse von Mount Tabu (Murnau-Film «Tabu») und hatte ein heisse Affäre mit Gian Luca. Nun erzählt Luca, die Bilder bleiben stumm, und davor ist noch was mit einem Krokodil.

Prompt ausgezeichnet

Als Methode wendet Gomes an: die strikte Vermeidung von Nahliegendem, den ostentativen Einsatz von Fernliegendem, die mit zartem Nachdruck vorgeführten schlichten, aus der Zeit gefallenen Bilder.

Prompt wurde «Tabu» ausgezeichnet. Diese sehr fragile Entrücktheit habe «neue Perspektiven der Filmkunst eröffnet» (Alfred-Bauer-Preis). So bringt man die Butter zum Fisch. Das dauert fast zwei Stunden, gefühlte tausend, aber das ist nur meine subjektive Langweiligkeit. Weil ihr – laut Schopenhauer – immer auch eine «objektive Langweiligkeit» gegenübersteht, können Sie «Tabu» jenen empfehlen, von denen Sie nie mehr behelligt werden wollen. Das klappt, mit hundertprozentiger Garantie. ★☆☆☆☆

Weitere Premieren

Breaking Dawn 2 — Endlich, endlich das Finale der «Twilight Saga»! Nachdem Bella (Kristen Stewart) im Kopulationsrausch mit Edward (Robert Pattinson) schwanger geworden war, musste sie zur Vampirin werden, um ihr Kind unbeschadet zur Welt zu bringen. Dem dekadenten Aristokraten-Vampirclan Volturi gefällt das gar nicht: Blutsauger-Sprösslinge sind abzumurksen. Es droht eine Schlacht, nur ist das Bella-Töchterchen ein «Mischling», halb menschlich, halb untot. Bill Condons finales Sequel ist (wie sein «Breaking Dawn 1») von sinnlicher Süsse, wie mit einer Zuckerglasur überzogen – alabastern, cremig, schmelzend, fließend, und die Domizile in grünen Wäldern sind kuschelig. Auch in diesem Punkt wird das Sequel dem Zeitgeist ge-



Sinnliche Süsse: letzter «Twilight»-Teil.

recht: Es herrscht Landlust-Fieber. Für die Fan-Gemeinde ein Höhepunkt. ★★☆☆☆

I, Anna — Ein psychisch und auch sonst ziemlich zerknarschter Kommissar (Gabriel Byrne) stösst bei einem Mordfall auf eine sinistre Schöne (Charlotte Rampling), die er verfolgt, kennen- und lieben lernt – bis er aus allen Wolken



Einsame Seelen: Byrne, Rampling in «I, Anna».

fällt, weil sie in den Mordfall verwickelt ist. Es ist, nach der deutschen Version «Solo für Klarinette» (mit Götz George und Corinna Harfouch), die zweite Verfilmung des verschurkelten Psycho-Krimis «I, Anna» von Elsa Lewin. Statt in Berlin spielt die neue Variante unter der Regie des Rampling-Sohns Barnaby Southcombe in London. Zwei einsame Seelen in düsterer Grossstadt – huch. ★★☆☆☆

The Last Friday — Staubtrocken wie das Klima in Amman ist das Porträt des jordanischen Taxifahrers, der für eine Operation Geld braucht, von seinem Chef beschissen wird, seinerseits seine Nachbarn ein wenig betrügt und vom Sohn verarscht wird, der die Schule schwänzt und kaum lesen kann. Mit der bevorstehenden Operation gibt er seine Lethargie auf, um zu handeln. Die extrem spröde Erzählweise, die manchmal fern an Albert Camus' «Fremden» erinnert, kommt ohne jegliche Bedeutungshuberei aus, ist aber ein wenig einfallarm. ★★☆☆☆

Fragen Sie Knorr

Wer spricht in «Casablanca» den legendären Satz «Play it again, Sam». Bogart? Ich habe die Stelle nicht gefunden. H. K., Zürich



Können Sie auch nicht, weil der Satz nie gesagt wird. Woody Allen erfand ihn als Titel seines Bühnenstücks über einen verklemmten Cineasten, dem der Geist Bogeys bei seinen Versuchen, Frauen rumzukriegen, hilft (1972 von Herbert Ross mit Allen verfilmt). Seitdem wird der Ausspruch mit dem Klassiker identifiziert. Der Dialog in «Casablan-

ca», der «Play it again, Sam» am nächsten kommt, entspinnt sich zwischen Ilsa Lund (Ingrid Bergman) und dem Pianisten Sam (Dooley Wilson). Ilsa: «Play it once, Sam. For old times' sake.» Sam: «I don't know what you mean, Miss Ilsa.» Ilsa: «Play it, Sam. Play «As Time Goes By».» Sam: «Oh, I can't remember it, Miss Ilsa. I'm a little rusty on it.» Übrigens konnte Wilson nicht Klavier spielen, aber dass er «As Time...» gesungen hat, ist gesichert.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Zynische Bilder über die Armut

Von Alex Baur

Wenn Schweizer über die Armut im eigenen Land klagen, wird es schnell peinlich. Es ist halt alles eine Frage der Definition. Unter Milliardären ist der Millionär ein armer Schlucker. Alleinstehende, die monatlich weniger als 2200 Franken (bei Familien 4400 Franken) netto zur Verfügung haben, gelten hierzulande als arm. Bei solchen Ansätzen kommt man schnell auf 600 000 «Armutsbetroffene». Im Vergleich: Ein deutscher Hartz-IV-Bezüger muss mit monatlich 382 Euro über die Runden kommen, ein durchschnittlicher italienischer Arbeitnehmer mit umgerechnet 1698 Franken. Wir reden jetzt nicht vom fernen Rumänien.

Die «Tagesschau» von SF berichtet etwa im Halbjahresrhythmus über die Armut in der Schweiz. Im letzten April wurde der entsprechende Beitrag mit Bildern aus einem Caritas-Laden illustriert. Fazit: «Immer mehr Menschen sind auf Produkte von Caritas angewiesen.» Am letzten Montag wurde die periodische Erinnerung an die Armen unter uns mit einem Besuch bei einer bedürftigen Familie im Waadtland untermalt. «Das Einkommen reicht knapp für die Miete und das Essen», erklärt uns eine Stimme aus dem Off, «vor allem die Kinder leiden darunter.»

Das Elend am Elend in der Schweiz ist, dass man es nicht von blossen Auge sieht. Beim Fernsehen ist das besonders fatal. Im Caritas-Laden stechen Markenprodukte ins Auge – Coca-Cola und Nivea statt M-Budget, dazwischen frisch eingeflogene Mango. Die Wohnung der armen Waadtländer Familie wirkt elegant gestylt, auf dem fabrikneuen Tisch dampft eine prall mit Fleisch gefüllte Pfanne. Dezent eingerichtet sind auch die Kinderzimmer, die wir zum Abschluss sehen.

Mag sein, dass die TV-Macher uns das Wesen einer Armut näherbringen wollten, die sich heimtückisch hinter der Fassade des Wohlstandes versteckt. Doch Bilder sind nicht nur mächtig, das sollten Fernsehmenschen eigentlich wissen, sie sind auch unerbittlich. Und entlarvend. In Anbetracht des Elends, das es gibt auf der Welt, wirkt das Klagen über das Elend in der Schweiz schlechterdings zynisch.

Tagesschau: 19. November, 19.30 Uhr, SF 1

Die Gäste des Konsuls

Unverhofftes Wiedersehen mit einem schillernden Mäzen und mit einer österreichischen Botschafterin. *Von Hildegard Schwaninger*



Wieder in den Schlagzeilen: «Bierkönig» Schubert (1919–2010) mit Gattin Meharit.

Immer, wenn er sein Geld besuchte, stieg er im «Baur au Lac» ab und schmiss elegante Dinnerpartys für Freunde. Bei **Bruno H. Schubert**, dem ehemaligen Mäzen und Eigner von Henninger-Bräu, der sich gern Konsul Schubert nennen liess (er war Honorarkonsul von Chile), eingeladen zu sein, war eine Ehre. Jetzt ist er postum (er ist im Oktober 2010 im Alter von neunzig Jahren gestorben) wieder in den Schlagzeilen: Seine Witwe, dreissig Jahre alt, soll sechs Millionen Euro Steuern nachzahlen.

Rein optisch war Konsul Schubert eine etwas bizarre Erscheinung. Auch im hohen Alter meist in enger schwarzer Lederkluft, das bläulich schimmernde Haar toupiert, oft mit einem Handtäschchen und immer mit seiner Pudeldame auf dem Schoss: So sah man ihn in der Halle des «Baur au Lac» oder im Flugzeug nach Zürich.

Neben seinem Wohnsitz Frankfurt unterhielt er ein Feriendomizil in Berchtesgaden. Gleich unter dem Berghof, wo einst Hitler residierte, liegt der Bogensberg, das Anwesen, wo Konsul Schubert während der Salzburger Festspiele seine Freunde bewirtete. **Hans-Dietrich Genscher**, der ehemalige deutsche Aussenminister, war viel da, der Zürcher Treuhänder **Marcel Studer** (Treuco) war mit Ehefrau **Ursula** wochenlang Hausgast. Auch Studer ist Honorarkonsul (von Irland). **Manni Wittgenstein**, die fotografierende Fürstin

und First Lady von Salzburg, war oft zu Besuch, und auch **Rudolph Moshhammer**, der exzentrische Modeschöpfer aus München, der später von einem Strichjungen erdrosselt wurde. Auf dem Bogensberg traf sich die *société*, und Konsul Schubert war der umsichtigste Gastgeber, den man sich denken konnte.

Jetzt haben die Behörden in Frankfurt die Villa Schubert, wo die aus Äthiopien stammende Witwe **Meharit** wohnt, durchsucht und Computer beschlagnahmt. Dort fanden sie die Gästelisten der Leute, die beim «Bierkönig»



Oft zu Besuch: Fürstin Wittgenstein.

zu Tisch sassen. Neben jedem Namen stand, aus welchem Grund und zu welchem Zweck er eingeladen war. Jetzt fragt sich jeder, ob er lediglich Statist oder wichtig war.

Beim Durchpflügen der Computer fand man Brisantes. So brachte die in Liechtenstein domizillierte Schubert-Stiftung **Hermann Clemm**, den obersten Finanzbeamten von Hessen, in Bedrängnis. Er kassierte von 1999 bis 2009 jeden Monat ein Honorar von 5000 Mark, später 2500 Euro. Deklariert als Beratungsverhältnis. Bruno Schubert war die Natur und deren Schutz ein Anliegen, seine gemeinnützige Stiftung heisst Nature and Wildlife Foundation Vaduz.

Konsul Schubert hatte immer Freude an schönen Frauen. Nach dem Tod seiner ersten Frau **Ingeborg** heiratete er die sechzig Jahre jüngere **Meharit**, die einen Sohn in die Ehe brachte. Wenige Tage vor seinem Tod adoptierte Schubert den damals fünfjährigen **Muhur**. Mit den Einladungen auf dem Bogensberg war es mit dem Auftauchen Meharits vorbei. Ehemals enge Freunde von Konsul Schubert beklagten sich nach dessen zweiter Hochzeit, dass sie ihn nicht einmal mehr telefonisch erreichen konnten.

PS: Das Bogensberglehen in Berchtesgaden steht jetzt zum Verkauf.

Mit Dr. **Petra Schneebauer** als österreichischer Generalkonsulin war unser Nachbarland ausgezeichnet vertreten in der Schweiz. Sie verstand es, nachdem die Residenz am Zürichberg verkauft wurde (dort wohnt jetzt die Dokumentarfilmerin **Astrid**



Befördert: Botschafterin Schneebauer.

von **Stocker**) und die Konsulin ins Haus von Bankier **Hans Vontobel** zog, interessante Lokaltäten zu finden, um österreichische Festivitäten abzuhalten. So feierte man den Nationalfeiertag einmal sogar im neuen Fifa-Gebäude. 2011 schloss Österreich sein Konsulat, das in Wollishofen direkt am See lag. Es zogen die Chinesen ein, und Schneebauer wurde zur Botschafterin von Malta befördert. Ein Augenschein in Valletta zeigte, dass es der Botschafterin ausgezeichnet geht. Sie freut sich immer noch über Besuch aus der Schweiz. So wie kürzlich über den des Zürcher Stadtrats **Martin Vollenwyder**.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Meine Wolke

Unser Kolumnist besucht das höchste Restaurant Zürichs (das auch eines der besten sei). Und er nimmt eine Empfehlung zurück. Von Mark van Huissingeling

Vergangene Woche war ich in Zürich. Und zwar an einem Ort, wo ich zuvor noch nie war: im sogenannten Prime Tower. Wenn man dorthin kommt – und falls man nicht den Fehler begeht, den MvH beging, nämlich seinen Wagen im Parking Pfingstweid zu parken, bei dem es sich um ein altes Gebäude mit enger Auffahrt und dunklen, schmutzigen Gängen (plus einem ebensolchen Lift) handelt, sondern stattdessen in die Tiefgarage fährt, die unter dem Prime Tower liegt –, macht man eine grossstädtische Erfahrung. In der Halle des Hochhauses sieht es aus wie in der Halle eines Hochhauses in London zum Beispiel, und es begegnen einem Leute, die Englisch sprechen. Am Empfang des Restaurants «Clouds», dem Ziel Ihres Kolumnisten, ging die London-Erfahrung weiter (es gab drei Mädchen, die dort arbeiteten respektive anwesend waren; keines darunter, das einem zuhört und behilflich war/sein wollte).

Wenn wir es davon haben: Das Reservierenlassen eines Tisches geht ebenfalls anders, als man es gewohnt ist in unserer Stadt. Ein Freund Ihres Kolumnisten wollte sich darum kümmern. Doch ein Platz für zwei, abends, war nicht zu haben, mit drei Wochen oder so Vorlauf (das Restaurant sei immer ausgebucht, hiess es; mein Freund ist CEO eines mittelgrossen Unternehmens, immerhin). MvH schliesslich bekam einen Tisch, wenn auch keinen guten (dritte Reihe; im «Clouds» ist es wie im Schulbus – jeder will am Fenster sitzen), zudem für 19.00 Uhr (mit den Frühstückern, *quelle horreur*).

Die Gestaltung beziehungsweise Einrichtung des Lokals ist in Ordnung, von der Ausstrahlung her ähnlich wie die Swiss-Abfluglounge (Business) im Terminal A des Flughafens Zürich. Die Gäste (es gab bereits ziemlich viele um diese Zeit) kamen aus der ganzen Schweiz, vermute ich, es handelte sich dabei in der Mehrheit um Paare, die etwas zu feiern haben, sowie Arbeitskollegen in Gruppen, die wahrscheinlich ebenfalls etwas zu feiern haben; zum Glück, sagt man, gehen Schweizer in den Keller zum Feiern (ein komisches Bild, wenn man sich im 35. Stock befindet, stimmt, doch was ich sagen will: Es war recht ruhig). Ich kannte keinen Menschen, ausser dem, mit dem ich verabredet war – nicht meine liebste Ausgangslage, wenn ich ausser Haus esse.

Bevor ich es vergesse: Das Essen schmeckte, der Küchenchef, so sieht es aus, ist gut (man dürfe sich auf eine kreative Mischung aus innovativen Menüs und Klassikern der populären Küche freuen, heisst es auf der Homepage; Ihr Kolumnist bestellte Seeteufel, auf der Karte stand «mit Pouletschenkel» [wer will diese Zusammenstellung?], also bestellte er Seeteufel ohne Pouletschenkel). Ein strenges Urteil bloss: Ich hätte auf die Schäume, die es mit dem «Gruss aus der Küche» sowie zu Vorspeisen gibt, gerne verzichtet («Gruss aus der Küche», nur zum Sagen, brauche ich ebenfalls keinen). Die Preise, nebenbei, sind höher als in der «Kronenhalle». Und vielleicht noch das: Die Bedienung ist, wie man sie aus modischen, neuen Restaurants in grossen Städten kennt: Mitarbeiter, die man zum Teil fragen möchte, was sie von Beruf sind (wenn man weniger höflich wäre). Prognosen sind, wie schon geschrieben, schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen. Meine Prognose: Das «Clouds» wird noch eine Zeitlang Erfolg haben. Es gibt genug Leute (im ganzen Land), die auch einmal dort gewesen sein (und Zürich von oben gesehen haben) wollen.

Die schlechte Nachricht aus Otelfingen, wo sich die Schweizer Manufactum-Niederlassung befindet («ein Warenhaus mit dem Slogan «Es gibt sie noch, die guten Dinge», und man meint, der Betreiber hätte die Warenwelt durchquert, um für einen die besten und/oder besondere Erzeugnisse zu finden. Die Preise sind hoch, ich empfehle es trotzdem; in der Schweiz bestellt man aus dem Katalog», stand in dieser Spalte). Was nicht stand in dieser Spalte: Wer das tut, zahlt für die gleichen guten Dinge rund 30 Prozent mehr (etwa für die Garderobenstange «Tubulus») oder noch mehr mehr (zirka 35 Prozent für Schiesser-Wäsche beispielsweise) als Katalogbesteller in Deutschland. Grund: keiner, der einleuchtet. Ausser, dass man als Schweizer die Bereitschaft hat, mehr zu zahlen, denke ich (ich habe diese Bereitschaft nicht länger). Und nehme meine Empfehlung für Manufactum sowie Magazin (gehört zur Gruppe) zurück.

Gesellschaft

Wechseljahre

Von Beatrice Schlag — Jeder, der alt genug ist, hat sie erlebt. Der Schimpanse auch.

Menschenaffen Mim mittleren Alter betrügen weder ihre Gefährtinnen noch legen sie sich einen roten Sportwagen zu», schrieb kürzlich die *Los Angeles Times*. Das ist so blöd, dass man weiterlesen



musste. Die Lektüre lohnte sich. Hätten Sie gedacht, dass Schimpansen und Orang-Utans genauso von der Midlife-Crisis gebeutelt werden wie Menschen? Man braucht sich nicht besonders für Affen zu interessieren, um das aufsehenerregend zu finden. Die Krise in der Lebensmitte, die Traurigkeit, Frustration oder die Rebellion gegen ein Leben, das unabänderlich aufgegleist scheint, hält jeder für eine urmenschliche Emotion, auch wenn er nie darüber nachgedacht hat. Man sieht die Falten und den nach hinten rutschenden Haaransatz im Spiegel. Die Aussichten auf beruflichen Aufstieg sind mässig. Das Privatleben, gut oder weniger gut, scheint in Routine festgefahren. Der Tod rückt plötzlich näher. Er ist nicht mehr das ferne Ereignis, von dem man immer wusste, dass es irgendwann kommen wird, ohne dass es einen gross beschäftigte.

Warum Orang-Utans und Schimpansen in ihrer Lebensmitte, etwa um 35, ähnlich verzagt werden wie Menschen, weiss niemand. Aber der britische Verhaltensökonom Andrew Oswald hatte einen Verdacht, dass die Sozialwissenschaftler, die die menschliche Midlife-Crisis mit unzähligen psychologischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gründen erklärten, möglicherweise den Einfluss der Biologie auf Lebewesen übersahen. Er bat Primatenforscher um Stimmungsbeschreibungen der von ihnen beobachteten Menschenaffen. Die Resultate stimmten mit dem menschlichen Gefühlseinbruch verblüffend überein. Die Affen in der Altersmitte waren launischer, ängstlicher, weniger interessiert an ihren Gefährten und viel weniger durchsetzungsfähig. Der Zustand dauerte ein paar Jahre, dann war der Spuk vorbei. «Natürlich war ich schockiert», sagte Oswald über die Ergebnisse. Trotz seines Verdachts, Midlife-Crisis habe mit Biologie ebenso viel zu tun wie mit menschlichen Emotionen, hatte er nicht mit so eindeutigen Parallelen zwischen Mensch und Menschenaffe gerechnet.

Prinzessin mit Schlössern

Von Jürg Zbinden

1 — Virtuos legt sich die extrem schimmernde weisse Keramik um dieses Schreibgerät und lässt es ständig in einem neuen Licht erscheinen. Durch seinen hohen Schreibkomfort besticht der «Varius Ceramic White» von Caran d'Ache auf der ganzen Linie. Die abgeschrägt geschliffenen Reliefs bilden mit einem Spiel der Spiegelungen einen aparten Kontrast zur Brillanz des Rhodiums. Der Füllfederhalter kostet Fr. 980.–, der Tintenroller Fr. 700.–, der Kugelschreiber Fr. 600.– und der Minenhalter Fr. 610.–. Im Papeterie-Fachhandel.



1

2 — Als ein kostbares und Sicherheit versprechendes Detail ziert ein kleines Bügelschloss seit je etliche Handtaschen und Reisegepäckstücke von Hermès. 2008 verwandelte Hermès es in einen Flakon, der das *pure perfume* von «Kelly Calèche» perfekt schützt. 2012 wird der Bügelschlossflakon Teil einer kleinen Kollektion. Ursprünglich nur in Silber erhältlich, erscheint er nun auch im goldenen Gewand. Die beiden Versionen beherbergen die gesamte Linie der *pure perfumes* der Hermès-Damendüfte: «24, Faubourg», «Kelly Calèche», «Eau des Merveilles» und «Calèche». Der Vaporisateur Cadenas (Bügelschloss) in Silber oder Gold kostet ohne Füllung um Fr. 100.–, mit Füllung (7,5 ml) Fr. 118.–. Erhältlich in Hermès-Boutiquen sowie bei Osswald und Jelmoli in Zürich und in Bern bei Spiess.

2



3 — Die Colliers von Rachele Beretta aus Los Angeles sind allesamt Unikate und haben einen ausgesprochenen Vintage-Appeal. Jedes Schmuckstück drückt die Liebe zum Drama aus und ist ein Zusammenspiel von Broschen, Ringen und Ketten, ergänzt durch symbolische Teile wie Federn, eine Fatima-Hand oder einen Talisman. Berettas Colliers kosten um Fr. 2800.– und werden von Mode-Trendsettern und Celebrities in Los Angeles, New York und Europa getragen. In Zürich exklusiv bei Modestrom, Seefeldstr. 110.



3

4 — Die Libelle, das schillernde Insekt des Jugendstils, ist für die Manufaktur Lalique ein Glücksbringer. Dieses Jahr lässt sich die Wasserjungfer auf dem kostbaren Flakon der Limited Edition 2013 nieder, auf der kristallinen, von sanften Wellen durchzogenen Oberfläche. «Libellule» ist in limitierter Auflage in ausgewählten Parfümerien zum Preis um Fr. 1500.– erhältlich.



4

Wie zersiedelt man die Schweiz?

Von Andreas Thiel — Der Platz ist eng, der Strom knapp, und Parkplätze hat es auch zu wenig. Warum kommen die Ausländer immer noch?

Journalist: Wo gehen wir hin mit dem Platz, den wir nicht haben?

Experte: Wie bitte?

Journalist: Wie können eingewanderte Völker ein überbautes Land besiedeln? Unterhöhlen sie es?

Experte: Die Besiedelung von Löchern ist durchaus nicht neu, bedeutete aber eine Unterwanderung unserer Sozialpolitik.

Journalist: Wo nehmen wir denn in Zukunft den benötigten Wohnraum her? Bringen den die Einwanderer mit?

Experte: Betrachten wir einmal die Geschichte der Besiedlung unseres Landes. Die Schweiz wurde ja von oben nach unten besiedelt.

Journalist: Die Vögte waren zuerst da?

Experte: Nein, zuerst lebte man in den Alpen. Das Mittelland war ein Sumpf.

Journalist: Das Mittelland ist heute noch ein Sumpf. Ein politischer.

Experte: Ja, aber erst nach den Gewässerkorrekturen war die Besiedlung des Mittellandes möglich.

Journalist: Die Gewässer werden doch heute wieder renaturiert.

Experte: Genau. Und deshalb bleibt uns nichts anderes übrig, als wieder in die Alpen zu ziehen.

Journalist: Das ist ja ungeheuer.

Experte: Wieso? Infolge der Klimaerwärmung nehmen Überschwemmungen sowieso zu.

Journalist: Sie wollen die Berge verbauen?

Experte: Da der Permafrost die Hänge nicht mehr zusammenhält, ist eine Überbauung der erodierenden Hanglagen mehr als notwendig, um die Alpen zu erhalten. Ich spreche von der Terrassierung der Hänge. Wir brauchen keine Lawinverbauungen – wir brauchen Lawinenüberbauungen.

Journalist: Ist das Ihr Ernst?

Experte: Ja, wir lösen das Platzproblem, welches die Zweitwohnungsinitiative verursacht, durch Lawinenschutzweitwohnungen.

Journalist: Das eröffnet ja völlig neue Perspektiven.

Experte: Nicht wahr? Die Besiedlung der Alpen löst auch das Zuwanderungsproblem.

Journalist: Wieso?

Experte: Wenn statt Lawinenschutzwäldern afrikanische Flüchtlinge in den Alpen Wurzeln schlagen, wird eine alte tektonische Ungerechtigkeit wiedergutmacht, welche mit der Alpenfaltung begonnen hat.



Journalist: Wovon reden Sie?

Experte: Ich erinnere Sie daran, dass sich die Alpen nur aufgetürmt haben, weil sich die afrikanische Platte nach Norden verschob.

Journalist: Und?

Experte: Deshalb strömen heute so viele afrikanische Bootsflüchtlinge übers Meer nach Italien. Der Boden gehört sowieso ihnen.

Journalist: Und Sie wollen diese Einwanderer wirklich in den Alpen ansiedeln?

Experte: Spätestens seit auf der A1 generell Tempo 30 eingeführt wurde, gilt das Mittelland als zu dicht besiedelt.

Journalist: Gibt es keine andere Lösung?

Experte: Pfahlbauten wären eine Lösung. Aber ein einzelner Hafenkran bringt da nichts. Da brauchen wir schon ein paar ausgediente Ölplattformen.

Journalist: Offensichtlich gibt es also doch verschiedene Besiedlungsmodelle.

Experte: Natürlich: Palästina, Serbien, das Wallis...

Journalist: Das sind alles schlechte Beispiele.

Experte: Ein gutes Beispiel ist der Einsiedlerkrebis.

Journalist: Wieso?

Experte: Er ist mobil.

Journalist: Eigentlich ist er maritim.

Experte: Stimmt. Er eignet sich also nicht als Beispiel für ein Binnenland.

Journalist: Besiedlung heisst ja auch Immobilisierung. Das ist das Gegenteil von Mobilisierung. Es geht also darum, die noch Fahrenden sesshaft zu machen.

Experte: Ja, daraufhin zielt auch unsere Verkehrspolitik.

Journalist: Und worüber reden wir das nächste Mal?

Experte: Über die Rolle der Frau in der Inquisition.

Journalist: Wunderbar. Dazu haben sicher auch die Kirchen brennende Fragen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Zurzeit tritt er mit seinem Bühnenprogramm «Macht: Politsatire 4» auf.

Versenkte Prominenz

Von Peter Rüedi



Blinde Gefolgschaft ist auch bei Wein-Führern verhängnisvoll. Ein naher Verwandter des Etikettentrinkers ist der Wein-Punkte-Fetischist. Auch mich beeindruckten ja gelegentlich die Bewertungen bekannter Kompendien, die berühmten drei Gläser im «Gambero Rosso», 18 Punkte im «Guide des meilleurs vins de France» oder Top-Ratings von Robert Parker oder René Gabriel. Immerhin: Ich mobilisiere jeweils fast reflexartig meine eingeborene Skepsis. Führer muss man ineinanderlesen, sozusagen einen gegen den andern ausspielen. Nur insgesamt ergeben sie halbwegs verlässliche Kursangaben.

Lassen sich unterschiedliche Bewertungen mit divergierenden Vorlieben oder (na ja) «Weinphilosophien» erklären, ist schwerer verständlich, wenn Führer ganze Weingüter versenken. Ein Beispiel unter Dutzenden aus einem Wein-Guide unter vielen: Wer in der Ausgabe 2013 der «Vini d'Italia» des «Guide de l'Espresso» den 2010 noch gefeierten toskanischen Produzenten Tua Rita sucht (dessen Parade-Merlot «Redigaffi» notierte bei Parker schon mal summa cum laude mit 100/100), reibt sich die Augen. *Niente*. Dabei kann der verantwortliche Önologe Stefano Chioccioli sein Metier nicht von einem Jahr aufs andere verlernt haben (zu seinem Portefeuille gehört auch Thomas Bär's Mustergut Gagliole, dessen Spitzenweine der «Espresso» ebenfalls unterschlägt). Gegen den «Giusto di Notri» 2010 mag man als önologischer Denkmalschützer ja ideologische Einwände ins Feld führen (er ist ein klassischer Bordeaux-Blend, ein «Supertuscan» mit etwas viel Holz und Wucht und Alkohol). Aber er ist zweifellos auch ein grosser Wein. Wie der halb so teure, mit 60 Prozent Sangiovese lokaltypischere «Perlato del Bosco». Mit ihrer Tilgung von der Landkarte sieht sich nicht Tua Rita, sondern der Führer blamiert. Ist der Betrieb in Suvereto doch in bester Gesellschaft. Auch das renommierte Montepulciano-Haus Avignonesi wird im rätselhaften «Espresso» 2013 (unter viel anderer Prominenz) kommentarlos übergangen.

Tua Rita: Giusto di Notri Rosso Toscano 2010. 14,5%. Fr. 55.50. www.wermuth.ch

Tua Rita: Perlato del Bosco 2010. 14,5%. Fr. 24.– (ebenda)

Schneiden, mixen, kochen

Welche Küchengeräte braucht man wirklich?

Erstens: einen Thermomix, der kann fast alles. *Von David Schnapp*



Für Hausfrauen und Spitzenköche: Küchenmaschine Thermomix von Vorwerk.

Wer seine Küche mit den neuesten Gadgets ausstatten will, stösst auf unzählige Helfer und Maschinen, die ihm angeblich die Arbeit erleichtern. Es gibt Brotbackautomaten, automatische Eierkocher und Gemüsehäcksler – für fast jede Aufgabe existiert eine motorisierte Küchenhilfe. Aber welche Geräte braucht man wirklich, und welche sind auch noch nach der ersten Euphorie in der Lage, einem die Arbeit wirklich zu erleichtern?

Eine Maschine hat in den letzten Jahren Furore gemacht: der Thermomix des deutschen Familienunternehmens Vorwerk aus Wuppertal. Konzipiert und gebaut für den ganz normalen Haushalt, ist das Gerät inzwischen auch bei Spitzenköchen äusserst beliebt. Es hat sozusagen den Aufstieg von unten nach oben geschafft. Normalerweise gehen Innovationen den umgekehrten Weg, sie werden für Profis gebaut und schliesslich für den Hausgebrauch reduziert.

Der Thermomix ist ein Vielkönner. Zusammengefasst ist er ein hochpotenter Mixer, der gleichzeitig kochen kann. Das ergibt eine Vielzahl Funktionen. Eine Suppe macht man beispielsweise so: Geschälte Zwiebel halbieren und mit einer Knoblauchzehe in das Gerät geben, wo sie gehackt werden. Butter oder Öl dazugeben und kurz andünsten. Nun Kürbisstücke und Gemüsebouillon in den Mixtopf geben, Zeit und Kochtemperatur einstellen, und während die Maschine jetzt sanft umrührt, wird das Gemüse weichgekocht. Zum Schluss gibt man etwas Rahm hinzu und püriert mit dem beängstigend scharfen Messer das Ganze innert Sekunden zu einer feinen, cremigen Suppe.

Das Schneidewerkzeug mit seinen vier Klängen erhält bei jedem Einsatz wieder meinen grössten Respekt. Es macht selbst Korn zu Mehl oder Kristall- zu Puderzucker. So stellt man beispielsweise ein frisches, schnelles Eis, her, indem man etwas Zucker pulverisiert,

dann zum Beispiel gefrorene Himbeeren und etwas Joghurt, Rahm oder Sauerrahm dazugibt und das Ganze fein mixt.

Auch die besten Risottos, die mir je gelungen sind, hat der Thermomix gemacht. Das ständige Rühren des Reises, wohl eine schöne, meditative, aber ebenso mühsame Angelegenheit, übernimmt das Gerät mit perfekter Gleichmässigkeit, während man beide Hände frei hat, um beispielsweise eine Maispouardenbrust schön zu braten, die den Risotto begleiten soll. Wenn das Huhn gedämpft werden soll, geht übrigens auch das; ein spezieller Einsatz über dem Mixbecher ermöglicht das schonende Garen von Gemüse, Fisch oder Fleisch.

Wunderwaffe der Küche

Es gibt richtiggehende Thermomix-Länder: In Spanien ist er weit verbreitet, auch in Australien gehört er fast zur Standardausrüstung jedes Haushalts. Im Internet finden sich zudem unzählige Videos oder Rezepte zu dieser Wunderwaffe der Küche. Der bekannte Schauspieler und leidenschaftliche Koch Walter Andreas Müller schwärmte in einem Interview mit der Zeitung *Sonntag* von seinem Thermomix: «Das Beste, was es derzeit auf dem Markt gibt.»

Gerade für Profis und ambitionierte Freizeitköche bietet die Maschine einen weiteren grossen Vorteil: Die Temperatur lässt sich stufenweise genau einstellen. Wer zum Beispiel eine Vanillecreme zur Rose abkochen will, kann 80 Grad einstellen und so sichergehen, dass die Masse nicht überhitzt. Für das Schmelzen von Schokolade hingegen sind 37 Grad optimal, das lässt sich ebenfalls auf Knopfdruck wählen – Wasserbäder braucht es für beide Anwendungen keine mehr.

Eine Besonderheit des Thermomix, die möglicherweise seine explosionsartige Ausbreitung in der Schweiz bisher gehemmt hat, ist das Vertriebskonzept von Vorwerk. Erhältlich ist das Gerät nur über Direktverkauf, im Fachhandel bekommt man es nicht. Das mag manche potenzielle Kunden abschrecken, aber andererseits hat diese Art des Verkaufs einen gewissen Charme, und man stellt so sicher, dass sich der Käufer oder die Käuferin mit allen Funktionen des Küchenhelfers vertraut gemacht hat. Es braucht etwas Übung, bis man herausgefunden hat, welche der vielen verschiedenen Drehstufen für welche Anwendung die richtige ist, welche Temperatur man wählen soll, um ein bestimmtes Ergebnis zu erzielen und wann der «Schmetterling» zum Einsatz kommt, der einem hilft, etwa Teige zu rühren.

Aber dann, Ehrenwort, ist der Thermomix die beste Küchenmaschine aller Zeiten.

Vorwerk Thermomix TM 31 über Huber-Schindler GmbH: www.thermomix.ch. Fr. 1290.–

Nächste Woche: Combi-Steam SL/XSL von V-Zug



Auto

Stahl und Nieten

Nur die Briten können so etwas wie den Landrover Defender bauen – ein unverwüchtliches Arbeitsgerät. *Von David Schnapp*

Der Landrover Defender ist eines der coolsten Autos der Welt. Es braucht dafür vermutlich diese sympathische britische Verschrobenheit, den Mut, an Dingen festzuhalten, die andernorts längst von der Dampfwalze der Innovation flach gemacht worden wären. Der Defender wird seit 64 Jahren gebaut, und er sieht im Prinzip immer noch so aus wie das erste Modell aus dem Jahre 1947. Der Ur-Landrover ist ein Arbeitsgerät aus Aluminium, Stahl und Nieten – eine massive, kantige Erscheinung –, das als Landwirtschaftsmaschine (seine ursprüngliche Bestimmung),

Armeefahrzeug, Rettungsgefährt, Tiertransporter und vieles mehr eingesetzt wird. Die Konstruktion, die auf einem massiven Leiterahmen beruht sowie auf einem Schraubenfeder-Fahrwerk, ist auch unter extremen Geländebedingungen eine sichere Grundlage. 75 Prozent aller gebauten Defender sollen noch in Betrieb sein, Ersatzteile sind selbst für Fahrzeuge aus der Anfangszeit noch verfügbar.

Ich, das Weichei

Man könnte unglaubliche Dinge mit einem Defender tun. Durch Flüsse fahren, durch Wüsten und Dschungel, man könnte Baumstämme aus Wäldern ziehen oder Rebellen sicher durch ein Krisengebiet bringen. Ich Weichei tat natürlich nichts von alledem; zunächst einmal war ich froh, das Auto sicher (für mich und andere Verkehrsteilnehmer) aus dem Aargau nach Zürich zu bringen.

Der Defender ist kein Kuschel-Offroader, die Kupplung geht schwer, das Sechsganggetriebe wird über einen langen Schalthebel bedient, der sich leicht sperrig anfühlt, und der Wendekreis ist gefühlt etwa so gross wie der eines Sat-

telzuges. Natürlich gibt es ein Untersetzungsgetriebe, und man sitzt hoch über dem Strassengeschehen, eher wie ein Lastwagenals wie ein Autofahrer, vor sich die fast senkrechte Windschutzscheibe mit den lächerlich kleinen Scheibenwischerchen. Im Innern – wo der massive und verschraubte Kunststoff den Eindruck macht, aus Explosionen oder Überschwemmungen unbeschadet hervorgehen zu können – wird es laut: Der kräftige Vierzylindermotor von Ford, der den Defender antreibt, keucht und brüllt beim Beschleunigen, als würde man auf einem Traktor sitzen. Wenn man sich an die sympathischen britischen Verschrobenheiten dieses Werkzeuges auf vier Rädern gewöhnt hat, ist es wunderbar mit dem Defender. Keine Assistenzsysteme, die piepsen, nicht mal, wenn man nicht angeschnallt ist. Das Ding ist so laut, dass man auf den Radio-CD-Spieler problemlos verzichten könnte.

Den grossen Defender gibt es auf Wunsch mit sieben Sitzplätzen, man kann sich das Auto also als massive Familienkutsche anschaffen und damit in die Berge fahren oder um die ganze Welt. Man hat dann vermutlich Kinder, die nicht wegen jedem Bobo gleich losheulen, und eine Frau, die keine Hobbys hat wie: «Schuhe, Taschen und Shoppen». Anders gesagt: Der Defender ist entweder ein gutes Werkzeug oder dann ein Auto für Leute mit Charakter, Stil und Sinn für Traditionen.

Landrover Defender 110 SW

Leistung: 122 PS, Hubraum: 2198 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 145 km/h
Preis: Fr. 46 600.–



Suche beendet

Die Logopädin Aysel Atici, 31, und der Exportleiter Duran Mor, 34, heiraten bald. Vorausgesetzt, sie finden eine geeignete Lokalität für tausend Hochzeitsgäste.

Aysel: Wofür wir uns lange engagiert hatten, trat Mitte Oktober ein: Der Grosse Rat des Kantons Basel-Stadt sprach den beiden alevitischen Vereinen die kantonale Anerkennung zu. Es ist ein gutes Gefühl, aufgenommen zu werden von einer Gesellschaft, in die wir uns integrieren und die wir respektieren. Wir stammen beide aus der Türkei, ich bin hier geboren und aufgewachsen, mein Verlobter lebt seit bereits zwanzig Jahr in der Schweiz. Wir sehen unseren Glauben als eine eigenständige Religion unter vielen in einer multireligiösen Gesellschaft, und aus dieser Toleranz heraus ergibt sich auch die jetzige Anerkennung.

Duran: Wie die Schiiten halten sich auch die Aleviten an die Imame, wir lehnen die Scharia jedoch ab und besuchen auch keine Moscheen. Unsere Gottesdienste finden in speziellen Gebetshäusern (Cem) statt, Männer und Frauen beten gemeinsam. Wir glauben, dass in jedem Mensch die Wahrheit lebt, und darum haben bei uns die Frauen auch die gleichen Rechte wie die Männer. Unser Glaube ist durch den Humanismus geprägt, wir sehen die Menschen als eigenverantwortliche Wesen.

Aysel: Wir engagieren uns beide in den alevitischen Vereinen. Beide in gehobenen Positionen. So lernten wir uns kennen. Das gute Aussehen von Duran ist – ehrlich! – ein glücklicher Zufall, es war in meinen Überlegungen unwichtig. Sein Wesen, das soziale Engagement, wie er sich gegenüber den Mitmenschen verhält, überzeugten mich schliesslich. Und ihm ging es offenbar gleich. Er fragte mich für ein erstes Date an, nachdem ich wie durch einen Schleier hindurch gar nicht bemerkt hatte, dass ich ihm auch gefiel. Es stimmte vieles, praktisch und ideell. Es wäre fahrlässig gewesen, diese Chance vorbeiziehen zu lassen, so liess ich mich auf den Menschen ein, und die Liebe kam – was für ein grosses Glück – dazu. Drei Monate später hat er mir einen Heiratsantrag gemacht.

Duran: Mir gefiel Aysel von Kopf bis Fuss. Sie ist intelligent und tritt selbstbewusst auf. Sie fühlt sich niemandem unterlegen, und dementsprechend angenehm ist ihr Naturell. Das war mir an einer zukünftigen Lebenspartne-



«Ziemlich gigantisch»: Liebespaar Aysel Atici und Duran Mor.

rin das Wichtigste. Dann machten sich unsere Familien miteinander bekannt. Meine Verlobte lebt nach verschiedenen Aufenthalten in Deutschland, England und den USA wieder zu Hause, auch aus praktischen Gründen. Die geplanten Hochzeitsfeierlichkeiten sind auch ein gesellschaftliches Ereignis, es geht dabei nicht nur um uns, das müssen wir akzeptieren. Jahrelang nahmen die Familien an anderen Hochzeiten teil, jetzt bietet sich die Gelegenheit, etwas zurückzugeben. Es werden über tausend Gäste eingeladen. Es ist nicht ganz einfach, die passenden Lokalitäten zu finden, und die Infrastruktur muss ziemlich gigantisch sein. Zur Hochzeit erhält man kleinere und grössere Präsente, auch viele Geldgeschenke sind dabei.

Aysel: Sie dienen einerseits dazu, die grossen Unkosten zu decken, und sollen andererseits dem jungen Paar die Haushaltsgründung ermöglichen. Ein – wie wir finden – schöner Brauch ist auch die sogenannte Müsahiplik: Es

ist kein Zwang, sondern ein Glück, wenn sich das ergibt: Dabei finden sich zwei Paare, die einander zugetan sind, ähnliche Wertvorstellungen teilen und sich gegenseitig ein Leben lang unterstützen wollen. Wer eine solche Weggemeinschaft eingeht, tut dies verbindlich. Es bedeutet, dass man sich gegenseitig respektiert, am Leben des anderen für immer teilnimmt und sich bei allen Problemen hilfreich und fürsorglich zur Seite steht. Auch im Fall von partnerschaftlichem Unfrieden ist diese Unterstützung wichtig, und im besten Fall ersetzt die Hilfe jener, die einander kennen und lieben, sogar den Ehe-therapeuten.

Protokoll: Franziska K. Müller




Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Die erste Armbanduhr, 1810

Mit der Kollektion Reine de Naples, einer Hommage an die erste, vor mehr als 200 Jahren für Caroline Murat kreierte Armbanduhr, erfindet Breguet die Damenuhr neu. Und erweitert sie um uhrmacherische Komplikationen und einzigartige Juwelierskunst. Wie im diamantenbesetzten Modell 8918BR vermählt die Kollektion dabei edle Materialien mit Eleganz und Savoir-faire. Wir schreiben die Geschichte fort...

